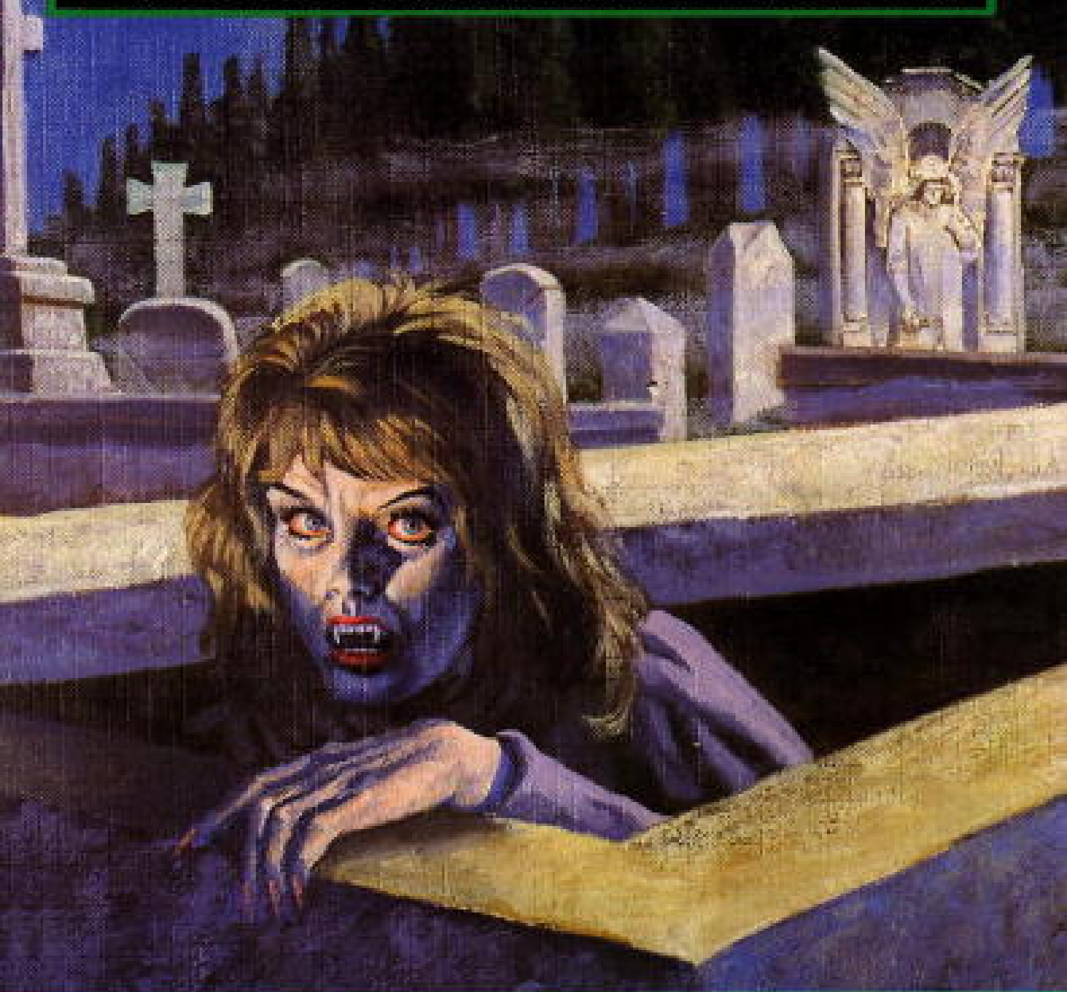
1,70 DM / Band 98
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Die Blutfurie



Die Blutfurie

Tony Ballard Nr. 98

von A.F.Morland

erschienen am 20.06.1986

Die Blutfurie

Das Mädchen stand in einer kupfernen Wanne und wusch sich. Sie war jung, schön und schwarzhaarig und hatte einen schlanken Körper mit kleinen, knospenhaften Brüsten, die noch nie ein Mann berührt hatte. Und ihr Vater und ihre beiden Brüder achteten mit aller Strenge darauf, daß dies auch bis zu ihrer Hochzeit so blieb.

Anwärter hätte es genug gegeben, aber den McGraws war keiner recht. Außerdem hielten sie die siebzehnjährige Jenny fürs Heiraten noch zu jung.

Jenny McGraw bemerkte die Bewegung am Fenster nicht. Beide Flügel standen einladend weit offen, und jemand war im Begriff, diese Einladung anzunehmen.

Eine bleiche Frau mit gierig verzerrten Zügen.

Eine Vampirin!

Jenny McGraw trocknete ihren schlanken Körper mit dem Handtuch ab. Dann trat sie vor den Spiegel, um sich aus der Nähe zu betrachten.

Heute war sie zum erstenmal von einem Jungen geküßt worden, und es war himmlisch gewesen. Wenn sie jetzt daran dachte, wurden ihr immer noch die Knie weich.

Gütiger Himmel, wenn ihr Vater und ihre beiden Brüder davon gewußt hätten, hätten sie den jungen Mann zusammengeprügelt. Dabei war die Initiative von ihr ausgegangen.

Sie hatte endlich einmal wissen wollen, wie das ist. Ihre Freundinnen hatten alle schon mal geküßt und behaupteten, es wäre ähnlich wie ein Rausch. Aber nun wußte Jenny McGraw, daß es noch viel schöner war.

Sie mochte diese angenehme Erfahrung nicht missen, und bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit würde sie sich wieder küssen lassen. Das gehörte einfach mit zum Leben eines siebzehnjährigen Mädchens, fand sie.

Jenny wollte ihrem Vater und ihren Brüdern keinen Kummer machen. Aber sie hielten sie fast wie eine Gefangene, und das gefiel ihr nicht.

Alles wäre anders gewesen, wenn sie noch eine Mutter gehabt hätte, aber die war bei ihrer Geburt gestorben, und so wurde sie von Männern mit übertriebenem Eifer und Strenge erzogen, denn die McGraws waren zwar arm, aber niemand sollte sagen können, sie achteten nicht auf Anstand und Moral.

Armut war keine Schande. Doch mit der Schmach, daß jemand hätte behaupten können, daß Jenny McGraw ein Flittchen sei, hätten sie nicht leben können.

Es war eine milde Nacht, und Jenny spürte ein merkwürdiges Prickeln in ihren Gliedern. Sehnsüchte erwachten in ihr, die ihrer Familie nicht recht sein konnten. Wie lange sollten sie noch ungestillt bleiben? Das war doch gegen die Natur.

Ein warmer Lufthauch strich zum offenen Fenster herein.

Daß sich eine schlanke Frauengestalt über die Fensterbank schob, ohne das geringste Geräusch zu verursachen, fiel Jenny nicht auf.

Für die Frau war sie ein Opfer! Eine ekelhafte Gier glitzerte in den blutunterlaufenen Augen der Vampirin. Sie trug ein einfaches blaugraues Kleid aus einem billigen Stoff, und ihr braunes Haar wirkte struppig.

Ihre Gesichtsfarbe war ungesund grau. Wie eine wandelnde Leiche sah sie aus, und das war sie genau genommen auch, denn sie lebte seit vielen Jahren nicht mehr.

War lange tot - und lebte doch!

Höllenkräfte hatten aus der Frau eine Untote gemacht, ein ruheloses Schattenwesen, das das Sonnenlicht fürchten mußte und nachts das

Blut von Menschen trank.

Menschenblut - das war ihre Nahrung!

Und hier würde sie sich wieder daran laben können!

Vorsichtig näherte sie sich dem jungen Mädchen. Der Hunger ließ ihre Lippen zucken. Sie leckte darüber, und aus ihrem halb geöffneten Mund ragten zwei lange, spitze Eckzähne.

Daß Jenny sie im Spiegel entdeckte, brauchte sie nicht zu befürchten, denn Vampire haben weder Spiegelbild noch einen Schatten. Erst wenn Jenny sich umdrehte, würde sie sie sehen, aber dann würde es für das Mädchen bereits zu spät sein.

Männerlachen schallte durch das Haus. Das war Bartholomew McGraw, Jennys Vater, ein rauher Mann mit einem butterweichen Kern. Jenny liebte ihn, so wie auch ihre Brüder Jack und Herbert.

Das Lachen veranlaßte die Vampirin, stehenzubleiben. Sie stand mitten im Raum, als wäre sie zur Salzsäule erstarrt, und ihr fahles Gesicht verzerrte sich zu einer haßerfüllten Fratze.

Sie wußte, daß die McGraws gut auf dieses junge Mädchen aufpaßten, daß Jenny bei Anbruch der Dunkelheit nicht mehr das Haus verlassen durfte.

Gerade das reizte die Untote, sich Jenny McGraw zu holen. Wenn sie wollte, konnte sie dem Mädchen den Vampirkeim einpflanzen, und genau das hatte sie vor.

Mit polternden Schritten stieg Bartholomew McGraw die Treppe hoch. Jack und Herbert befanden sich noch unten in der Wohnküche.

»Macht nicht zu lange, ihr Nachtfalter!« rief Jennys Vater. »Ihr müßt morgen zeitig aus den Federn.«

Er erreichte das Obergeschoß und blieb vor Jennys Tür stehen. Als er klopfte, ging ein heftiger Ruck durch den Körper der Blutsaugerin.

»Jenny?« rief Bartholomew McGraw durch die Tür.

»Ja, Vater?« Jenny sah zur Tür, aber sie drehte sich nicht vollends um.

»Gute Nacht, mein Kleines«, sagte der Mann.

»Gute Nacht, Dad«, gab Jenny zurück.

Bartholomew McGraw ging weiter, und die Vampirin entspannte sich wieder. Jenny griff nach ihrem Flanellnachthemd und zog es über den Kopf.

Die Vampirin kam näher, und als sich Jenny McGraw ahnungslos umdrehte, blickte sie direkt in die gierigen Augen der gefährlichen Blutsaugerin!

***

Jenny wollte schreien, doch das ließ Vera Silenti - so hieß die Vampirin - nicht zu. Ihr Blick hatte eine hypnotische Kraft, der sich das junge Mädchen nicht entziehen konnte.

»Nicht schreien«, flüsterte die Untote.
Jenny McGraw hatte wahnsinnige Angst. Ihr Herz raste und drohte beinahe zu zerspringen. Mit schreckgeweiteten Augen starrte sie die bleiche Frau an.
»Keinen Laut!« zischte Vera Silenti. »Sonst töte ich dich!«
Ein eisiger Schauer lief über Jennys Rücken. Jetzt, wo sie zum erstenmal wirklich ihren Schutz brauchte, waren Vater, Jack und Herbert nicht da. Sie hatten keine Ahnung, in was für einer furchtbaren Gefahr sie schwebte.
»Du bist sehr jung«, stellte die Vampirin fest. »Und sehr schön.« Sie hob die Hand und fuhr dem Mädchen mit ihren roten Krallen durch das schwarze Haar. »Ein zartes, liebreizendes Geschöpf bist du«, sagte Vera Silenti. Die langen Vampirhauer waren ihr beim Sprechen ein wenig hinderlich. Manche Worte sprach sie sehr undeutlich aus.
Jenny zitterte immer heftiger.
»Ich bin Vera Silenti«, fuhr die Blutsaugerin fort, nahm endlich wieder ihre Krallen aus Jennys Haar. »Ich möchte, daß wir Freunde werden. Ich kann dir ein Leben bieten, wie du es nicht kennst. Du wirst den Tag hassen und die Nacht lieben. Du wirst suchend umherziehen, zuerst mit mir, später allein. Ich werde dir zeigen, wo du findest, was du brauchst, werde Dich lehren, es dir zu nehmen. An einem warmen Quell wirst du dich laben. Süßes Blut wirst du trinken, und es wird ein köstlicher, kraftspendender Nektar für dich sein. Tagsüber wird Grabeskälte um dich sein, und du wirst die Sonne verachten. Das Licht des Mondes jedoch wirst du in dich aufnehmen wie ein Wolf, der nachts umherstreift und seine Beute schlägt.«
Vera Silenti konnte sich nicht länger beherrschen. Sie packte wild zu. Ihre Finger krallten sich in das weiche Haar des jungen Mädchens, und der Schmerz ließ Jenny kurz aufschluchzen.
Die Vampirin zog Jennys Kopf zur Seite und zurück, so daß sich ihr die gespannte Halsschlagader des unglücklichen Mädchens zum Biß bot. Weit schoben sich die Lippen der Untoten hoch, und sie näherte sich hungrig der pochenden Ader.

***

Jack McGraw leerte sein Schnapsglas.
»Noch einen?« fragte Herbert und griff nach der Flasche.
»Ich habe genug«, erwiderte Jack und stand auf. Das Glas nahm er mit, damit es sein Bruder nicht doch noch einmal füllte.
Herbert grinste. »Geht das Baby schon schlafen?«
»Was dagegen?« brummte Jack. »Ein anständiger Mensch ist um diese Zeit müde. Ist er es nicht, dann hat er dem Herrn den Tag gestohlen.«
»Ich habe genauso viel gearbeitet wie du«, behauptete Herbert.

»Schon möglich. Ich spüre eben meine Knochen, und ich sehe keinen Grund, weshalb ich mir mit dir hier noch länger die Nacht um die Ohren schlagen soll.«

»Die Nacht«, erwiderte Herbert. »Es ist noch nicht mal zehn. Ein schlapper Nachmittag, wenn man's genau nimmt. Wir könnten noch für ein, zwei Stunden in die Kneipe gehen.«

Jack tippte sich an die Stirn. »Mensch, hier. Geld ausgeben für Schnaps, den ich zu Hause umsonst haben kann.«

»Elender Geizkragen«, zog Herbert seinen Bruder auf.

»Ach, du kannst mich mal«, brummte Jack und winkte ab. Plötzlich erstarrten Herberts Gesichtszüge. »Was war das eben?«

Jack zuckte mit den Schultern. »Ich habe nichts gehört. Was meinst du denn?«

»Jenny hat geschluchzt!«

Jack schaute skeptisch drein, war aber beunruhigt. »Komm, wir sehen nach!« sagte er nach kurzem Zögern.

Sie stürmten aus der Wohnküche und die Treppe hoch.

Jack erreichte Jennys Zimmer als erster. Er klopfte nicht an, sondern rammte die Tür gleich auf.

Die Tür schwang zur Seite und krachte gegen die Wand, und was Jack McGraw im gleichen Moment sah, raubte ihm beinahe den Verstand.

»Jenny!« brüllte er entsetzt. »Vater!«

Bartholomew McGraw hatte seinen Sohn noch nie so schreien gehört. Halb ausgezogen stürzte er aus seinem Zimmer. »Großer Gott, was ist passiert?« stieß der grauhaarige, vierschrötige Mann entsetzt hervor.

Niemand antwortete ihm.

»Laß sie los!« brüllte Jack. »Laß meine Schwester los, du verdammtes Ungeheuer!«

Er warf sich auf die Vampirin; ein gesunder, kraftstrotzender Bursche, dessen Fäuste jeden Mann niederzustrecken vermochten. Er hieb damit auf die Untote ein.

Vera Silenti fauchte aggressiv. Sie war gezwungen, von Jenny abzulassen und sich gegen Jack zu verteidigen. Haß und Abscheu machten ihn halb blind. Er schmetterte der Vampirin die kantigen Fäuste gegen den Schädel, daß sie wankte.

»Du Hexe!« brüllte er. »Du Monster! Sie ist meine Schwester!«

Als Bartholomew und Herbert McGraw den Raum betraten, entschied sich Vera Silenti zur Flucht.

Jenny sank halb ohnmächtig zu Boden.

»Herr im Himmel, steh uns bei!« stöhnte Bartholomew McGraw, als er die Frau als Blutsaugerin erkannte. »Los, Herbert, schaff Jenny raus! Mach schnell!«

Herbert eilte zu seiner Schwester. Er packte mit beiden Händen zu

und riß das zitternde und schluchzende Mädchen auf die Beine. »Komm raus, Jenny! Rasch!«

Sie stolperte mit ihm. Immer wieder knickten ihre Knie ein.

»Bist du verletzt?« fragte Herbert besorgt.

Aber obwohl der Blick der Vampirin das Mädchen nicht mehr bannte, konnte es nicht sprechen. Jenny versuchte es, aber kein Wort kam über ihre bebenden Lippen.

»In Vaters Zimmer!« sagte Herbert aufgeregt. »Da bist du sicher!«

Im selben Moment schlug Jack die Blutsaugerin nieder. Vera Silenti hatte mit einem weiten Satz das Fenster zu erreichen versucht, war aber direkt in den Schwinger des jungen Mannes gesprungen.

»Auf sie!« schrie Bartholomew McGraw. »Wir müssen sie überwältigen und unschädlich machen!«

Doch bevor sich Vater und Sohn auf die Untote werfen konnten, schnellte diese hoch, und sie riß mit ihren scharfen Krallen Jacks Wange auf.

Als sie sein Blut sah, drehte sie durch. Sie dachte nicht mehr an Flucht, sondern stürzte sich kreischend auf den jungen Mann. Er hatte Mühe, sie daran zu hindern, ihn zu beißen.

»Halt sie fest, Jack!« schrie Bartholomew McGraw. »Halt sie fest!«

Jack drückte den widerlichen Schädel der gierigen Blutsaugerin zurück, und nun traf Bartholomew McGraw die Untote mit mehreren wuchtigen Schlägen.

»Blut!« kreischte die Vampirin. »Blut!«

Jack riß sie herum und schlang blitzschnell seine Arme um ihren knöchernen Brustkorb. Sie war zäh, und es war erstaunlich, wieviel Kraft in ihrem Körper steckte.

Höllenkraft!

Jack hatte Mühe, sie festzuhalten. Sie schwang die Beine hoch und rammte sie gegen Bartholomew McGraw. Der grauhaarige Mann ruderte mit den Armen, während er durch den Raum taumelte und beinahe aus dem Fenster stürzte.

»Vater!« schrie Jack erschrocken. Sein Griff lockerte sich ungewollt, und schon war die Vampirin wieder frei.

Sie flitzte an Jack vorbei. Er griff nach ihr, doch sie duckte sich, und seine Finger schnappten ins Leere. Herbert kam und versperrte der Furie den Weg.

Doch es gelang ihr, ihn zur Seite zu stoßen und die Treppe hinunterzuhetzen.

»Hinterher!« schrie Bartholomew McGraw aufgewühlt. »Sie darf nicht entkommen, sonst versucht sie Jennys Blut ein andermal zu trinken.«

Vera Silenti erreichte die Haustür. Sie wollte sie aufreißen und ins Freie fliehen, doch die Tür war versperrt und mehrfach verriegelt. Sie bekam die Tür nicht auf, rüttelte wild daran und schlug mit den

Fäusten dagegen.
Jack und Herbert waren schon hinter ihr. Rechts gab es eine Tür, die in den Keller führte, und die war nicht abgeschlossen. Also setzte sich die Untote in diese Richtung ab.
Vielleicht gab es dort unten ein Fenster, durch das sie schlüpfen konnte. Und sie hatte tatsächlich Glück.
Als die Blutsaugerin die schmale Luke entdeckte, packte sie eine alte Holzkiste, die in der Nähe stand, und stellte sie unter das Fenster. Dann sprang sie hinauf und schlug das Glas kaputt.
Sie schnitt sich dabei die Hände auf, blutete aber nicht. Mit dem Oberkörper war sie schon draußen, als Jack und Herbert die Kiste erreichten.
Jeder Bruder ergriff ein Bein und ließ es nicht mehr los. Die Vampirin schrie und fluchte. Sie versuchte alles, um die jungen Männer abzuschütteln, doch es gelang ihr nicht.
Schwer atmend betrat Bartholomew McGraw den Keller. Seine Söhne zerrten die Untote zurück, warfen sie auf den Boden und preßten sie keuchend nieder.
»Jetzt haben wir sie!« knurrte Bartholomew McGraw und starrte mit haßerfülltem Blick auf das Schattenwesen.

***

Er verlangte von seinen Söhnen, das bluthungrige Ungeheuer festzuhalten und nicht mehr loszulassen.
»Wir machen dir den Garaus!« Bartholomew McGraw schleuderte der Vampirin diese Worte ins graue Gesicht. Dann verließ er den Keller. Im Obergeschoß erschien Jenny. Der grauhaarige Mann schickte sie in ihr Zimmer und forderte sie auf, das Fenster zu schließen.
»Habt ihr sie?« fragte Jenny mit tränenglitzernden Augen. Ihr Gesicht war noch immer sehr blaß.
»Ja«, antwortete Bartholomew McGraw, »wir haben dieses verdammte Teufelsweib.«
»Was werdet ihr mit ihr machen, Vater?«
»Wir werden sie töten!« sagte der Mann hart.
»O Gott!«
»Das ist kein Mord, mein Kind. Das ist eine Notwendigkeit. Wir dürfen dieses Ungeheuer nicht am Leben lassen. Es ist unsere Pflicht, ihm das schwarze Leben zu nehmen. Wir tun es nicht nur für uns. Wer das Leben eines Vampirs schont, verurteilt viele Menschen zu einem schrecklichen Ende. Geh in dein Zimmer und tu, was ich gesagt habe.«
»Wie… willst du… es tun?« fragte Jenny stockend.
»Es ist besser, wenn du es nicht weißt, mein Kind«, gab der Mann zurück. »Sie wird schreien. Gib nichts darauf. Denk immer daran, daß sie dich töten wollte. Du wärst so geworden wie sie.«

Schaudernd verschwand Jenny in ihrem Zimmer.

Bartholomew McGraw holte ein kleines Fläschchen in dem sich Weihwasser befand aus seinem Zimmer. Damit eilte er in die Küche und nahm aus einer Lade das größte Messer, das sie besaßen.

Dann kehrte er in den Keller zurück. Er hörte seine Söhne keuchen. Sie hatten Mühe, Vera Silenti festzuhalten. Die Vampirin entwickelte ungeahnte Kräfte.

»Wo bleibst du denn so lange, Vater?« rief Jack vorwurfsvoll. »Beeile dich doch! Wir können sie kaum noch halten!«

Als die Untote das Messer erblickte, bäumte sie sich noch wilder auf.

»Das nutzt dir alles nichts mehr!« knirschte Bartholomew McGraw mitleidlos. »Du wirst sterben, du gottloses Wesen. Keinem Menschen wirst du mehr gefährlich werden, dafür sorge ich!«

Er öffnete die kleine Weihwasserflasche und besprengte damit den Körper der Vampirin.

Sie kreischte entsetzt auf. Ein Tropfen hatte ihre Stirn getroffen, und grauer Rauch wallte dort auf.

Ganz gewöhnliches Weihwasser war es! Und Bartholomew McGraw erzielte diese verblüffende Wirkung damit.

Vera Silenti zitterte. Eine panische Angst grub tiefe Falten in ihr blutleeres Gesicht. Das Weihwasser, nur ein paar Tropfen, schwächte sie.

Jack und Herbert hatten keine Mühe mehr, sie auf den Kellerboden zu drücken.

»Wie willst du sie vernichten, Vater?« wollte Jack wissen. »Es gibt nur ein Mittel: Ich schneide ihr das Herz heraus«, sagte der grauhaarige Mann.

Seine Söhne schwiegen erschüttert.

»Ich muß es tun«, verteidigte sich Bartholomew McGraw. »Sie würde wiederkommen. Jenny wäre ihres Lebens nicht mehr sicher, sobald es dunkel wird.«

Die Vampirin bettelte um Schonung. Sie versprach, sich nie mehr in der Nähe des Anwesens blicken zu lassen, doch Bartholomew McGraw wußte, daß er ihr nicht trauen durfte.

Sie hätte alles versprochen, um ihre welke, graue Haut zu retten, aber sie hätte nichts gehalten.

McGraw goß Weihwasser über beide Seiten der blinkenden Klinge. Er ließ sich nicht viel Zeit für die Vorbereitung, denn er wollte es so schnell wie möglich hinter sich bringen.

Sobald das geweihte Naß auf dem Messer glänzte, beugte er sich über das entsetzte Weib und tat, was getan werden mußte. Seine Söhne wandten dabei das Gesicht ab.

Der Schrei, den die Vampirin ausstieß, war so markerschütternd, daß Jenny in ihrem Zimmer zusammenzuckte. Sie hielt sich hastig die

Ohren zu.

Und dann war es auf einmal totenstill im Haus.

***

Dunkelheit lag über dem kleinen Friedhof am Hang. Im nahen Wald rauschte es geisterhaft, und Schritte knirschten auf dem Kiesweg.

Bartholomew McGraw hatte das grausige Werk getan, und nun trugen sie die Vampirin auf den Friedhof, denn im Keller ihres Hauses konnte sie nicht bleiben.

Der grauhaarige Mann schaute sich suchend um. Es war eigentlich egal, wo sie die Blutsaugerin ablegten. Begraben würden sie sie nicht. Die McGraws hatten schon genug Kraft an Vera Silenti verschwendet.

Sie wollten sie jetzt nur noch irgendwo auf geweihte Erde hinlegen und dann so rasch wie möglich nach Hause zurückkehren, damit Jenny nicht zu lange allein war.

McGraws Blick blieb an einem weißen Engel hängen, der mit ausgebreiteten Flügeln in andächtiger Haltung Totenwache hielt.

Jack stolperte. »Wie weit noch, Vater?« fragte er. »Könne wir sie nicht einfach hier hinlegen?«

Bartholomew McGraw nickte. »Meinetwegen.«

Jack und Herbert blieben sofort stehen, und dann ließen sie die kalte Blutsaugerin los. Ihre Arme fielen zur Seite. Reglos lag sie zwischen den Männern.

Bartholomew McGraw trat einen Schritt zurück. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. »So«, sagte er, »damit wäre alles getan.«

Jack trat neben seinen Vater. Was er erlebt hatte, steckte ihm noch in den Knochen.

»Wie lange wird sie hier liegen bleiben?« wollte er wissen.

Sein Vater schüttelte langsam den Kopf. »Nicht sehr lange«, sagte er rauh. »Der erste Sonnenstrahl, der sie morgen früh trifft, wird sie auflösen.«

»Völlig?« fragte Herbert ungläubig.

»Nichts wird von ihr übrigbleiben«, behauptete Bartholomew McGraw. »Es wird sein, als hätte es sie nie gegeben.«

Sie verließen den nächtlichen Gottesacker und gingen nach Hause. Tags darauf begaben sich Jack und Herbert sehr früh auf den Friedhof, und sie fanden bestätigt, was ihr Vater gesagt hatte.

Vera Silenti war verschwunden.

Man schrieb das Jahr 1786.

***

In meinem Haus herrschte eine Hektik wie noch nie. Alle standen kurz vor dem Ausflippen. Auch ich war aufgeregt und verschlang pfundweise Lakritzenbonbons.

Endlich war es soweit. Ein großer Tag war angebrochen. Vor allem

für Jubilee. Aber auch für uns.

Ein Heer von Detektiven hatte herauszufinden versucht, wo Jubilees Eltern lebten. Endlich war man fündig geworden. Es gab Namen. Es gab eine Adresse.

Tucker Peckinpah, der die großangelegte Suchaktion finanziert hatte, hatte uns angerufen, um uns das Ergebnis zu übermitteln.

Danach stand nun fest, daß Jubilees Eltern nicht mehr lebten. Die beiden waren bei einem Autounfall ums Leben gekommen.

Ein betrunkener Rowdy hatte sie frontal gerammt. Jubilees Vater war noch im Wagen gestorben, ihre Mutter auf dem Transport ins Krankenhaus.

Manche Menschen schlägt das Schicksal hart. Mit vier Jahren war Jubilee von einem Dämon entführt worden. Dreizehn Jahre hatte sie bei ihm auf der Prä-Welt Coor gelebt.

Heute war sie siebzehn, lebte bei uns und hatte bis vor kurzem keinen blassen Schimmer gehabt, wer ihre Eltern waren und wie sie mit Nachnamen hieß.

Doch nun war es nicht länger ein Geheimnis.

Barrington heiß sie. Jubilee Barrington.

Und wenn ihre Eltern auch nicht mehr lebten, so gab es doch noch ihre Großeltern: Lady Amanda Barrington und Lord Broderick Barrington. Als sie von Jubilee erfuhren, hatten sie verständlicherweise sofort den Wunsch, ihre Enkelin zu sehen.

Deshalb die Aufregung in meinem Haus. Vicky Bonney und ich wollten natürlich, daß Jubilee den allerbesten Eindruck auf ihre Großeltern machte.

Deshalb mußte sie sich schon zum x-tenmal umziehen, und wenn sie dann anders angezogen im Wohnzimmer erschien, schüttelten entweder Vicky oder ich den Kopf, oder wir taten es beide und schickten das Mädchen, das langsam verzweifelte, wieder in sein Zimmer.

»Wenn wir doch nur etwas mehr über Lady Amanda und Lord Broderick wüßten«, sagte Vicky seufzend. Sie schüttelte ihr schulterlanges blondes Haar in den Nacken.

»Sie sind sechzig Jahre alt«, sagte ich und nippte an meinem Pernod.

»Das sagt überhaupt nichts«, meinte Vicky. »Haben sie verzopfte Ansichten? Sind sie modern eingestellt? Manche Sechzigjährige sind in ihren Ansichten jünger als zum Beispiel ein Vierzigjähriger. Erscheint Jubilee bei den Barringtons im hochgeschlossenen braven Kleidchen, kann es ebenso falsch sein, wie wenn sie ihren Großeltern in Jeans und Pulli gegenübertritt.« Sie sah mich verzweifelt an. »War denn nicht ein bißchen mehr über diese Leute in Erfahrung zu bringen?«

»Anscheinend nicht«, gab ich zurück. »Tucker Peckinpah ist ein gewissenhafter Mensch, wie du weißt. Er hat uns bestimmt alles

gesagt, was man über Jubilees Großeltern herausgefunden hat.«

»Ich hätte einen Vorschlag«, meldete sich Mr. Silver zu Wort.

Ich warf ihm einen finsteren Blick zu und sagte: »Abgelehnt.«

»Du weißt ja noch nicht einmal, was ich sagen will.«

»Wann kam von dir schon mal ein brauchbarer Vorschlag?« ätzte ich.

»Ihr laßt Jubilee zunächst einmal in Jeans antanzen und seht euch die Reaktion ihrer Großeltern an«, sagte der Hüne mit den Silberhaaren. »Solltet ihr merken, daß der Lord und die Lady einer Ohnmacht nahe sind, sagt ihr einfach, Jubilee wäre nur für die Reise so salopp gekleidet. Sie würde sich selbstverständlich sofort etwas Schicklicheres anziehen.«

»Die Idee ist gar nicht so übel«, sagte Vicky Bonney.

»Wenigstens du denkst nicht, ich hätte nur silbernes Stroh im Kopf«, bemerkte Mr. Silver mit einem schrägen Seitenblick auf mich.

Jubilee kam wieder. Diesmal trug sie ein Kleid, in dem sie zur Konfirmation hätte gehen können.

»Jetzt bin ich die gesamte Garderobe durch«, sagte sie seufzend und fuhr sich mit der Hand über das streichholzlange braune Haar.

Sie sah uns der Reihe nach an: Vicky Bonney, Roxane, Mr. Silver und mich.

»Na schön«, sagte Vicky. »Wir nehmen dieses Kleid mit, aber du fährst in Jeans und Pulli.«

»Das war doch das erste, was ich vorführte«, begehrte Jubilee auf. »Und ihr habt nein dazu gesagt.«

»Man wird doch wohl noch seine Meinung ändern dürfen«, hielt ich ihr dagegen. »Nimm's nicht tragisch. Stell dir vor, du wärst ein Mannequin. Da heißt es auch ständig: Rein in die Klamotten, raus aus den Klamotten.«

»Also Jeans und Pulli«, sagte Jubilee sauer.

»Wenn wir bitten dürfen«, gab ich zurück.

»Und welchen Pulli?« wollte Jubilee wissen.

»Das ist uns egal«, antwortete Vicky Bonney.

»Und wenn ich dann einen anhabe, sagt ihr: ›Herzchen, warum mußtest du dich ausgerechnet für den entscheiden?‹«

»Bestimmt nicht, ich verspreche es dir«, sagte ich.

Als sie dann aber in diesem knallroten, um zwei Nummern zu engen Ding ankam, fiel es mir verdammt schwer, mein Versprechen zu halten.

Ich wandte mich ächzend an Mr. Silver und raunte ihm zu: »Hör mal, kannst du sie nicht irgendwie zur Vernunft bringen? Hypnotisiere sie oder tu sonst irgend etwas, damit sie einen Pulli anzieht, mit dem sie sich bei den Barringtons sehen lassen kann.«

Jubilee nahm sich einen Juice. Beim Trinken war sie dann so ungeschickt, daß sie ihren ›schönen‹ Pulli bekleckerte. Ob Mr. Silver

da ein bißchen nachgeholten hatte oder nicht, entzog sich meiner Kenntnis.

Ich war jedenfalls sehr froh, daß Jubilee gezwungen war, sich für ein anderes Kleidungsstück zu entscheiden.

Ich leerte mein Glas und erhob mich. »Sind wir soweit? Können wir endlich fahren? Ich möchte nicht erst um Mitternacht bei Lord und Lady Barrington eintreffen.«

»Moment«, sagte Vicky und musterte mich von Kopf bis Fuß. »Du willst doch nicht etwa in diesem Aufzug fahren?«

»Doch«, sagte ich leicht verstimmt, denn was ich anhatte, war modern, nicht billig, komfortabel, und ich fühlte mich wohl darin. Was hatte Vicky daran auszusetzen?

Sie versuchte mir klar zumachen, daß auch wir einen guten Eindruck auf den Lord und die Lady machen müßten.

»Das werde ich«, erwiderte ich. »Sei unbesorgt.«

»Nicht in diesem Aufzug.«

»Aufzug!« rief ich empört. »Aufzug nennt sie das!«

Jubilee lachte sich ins Fäustchen. Aber bei mir biß Vicky auf Granit. Ich war nicht bereit, mich umzuziehen, da konnte sie sich auf den Kopf stellen. Ich blieb so gekleidet, wie ich war. Schließlich hatten wir nicht vor, zu meinen Großeltern zu fahren. Also blieb der konservative Nadelstreifanzug im Schrank.

Zum Abschied umarmte uns Roxane.

»Ruft an, wenn ihr da seid«, sagte Mr. Silver und trug Jubilees Koffer zum Wagen.

Vicky war wegen meiner Sturheit ein bißchen eingeschnappt, aber ich wußte aus Erfahrung, daß das bei ihr nie lange anhielt. Sie würde bald wieder mit mir reden.

Wir stiegen in den Rover. Ich warf einen Blick auf die Uhr am Armaturenbrett. Jubilees Großeltern wohnten in Saxton, einem kleinen südenglischen Ort.

Bis wir unser Ziel erreicht hatten, würde es dunkel sein, aber das ließ sich nun nicht mehr ändern.

***

In dem Gasthaus herrschte der gewohnte Betrieb. An den Tischen saßen Männer und tranken Whisky oder Ginger Ale. Der Tresen war belagert. Die Luft war so dick, daß man sie in Streifen schneiden konnte, und zwei Männer warfen Pfeile nach einer Zielscheibe. Der eine war schwarzhaarig und dunkeläugig, der typische Südländer. Sein Name war Pete Sartago. Seine Mutter war mit ihm schwanger gewesen, als sie von Neapel nach England auswanderte. Es wäre besser gewesen, sie, hätte ihn nicht geboren, denn er war ein Taugenichts, ein Verbrecher, dem man nicht trauen durfte.

Sein Freund Dan Mitchell war ein genauso übler Finger. Er hatte das eingeschlagene Nasenbein eines Raufbolds und ging keinem Streit aus dem Weg.

Soeben öffnete sich die Tür, und ein bulliger bärtiger Mann trat ein und blickte sich um.

Der Mann war fremd hier. Sartago und Mitchell kannten ihn nicht.

»Was hältst du von dem?« fragte Mitchell. »Verdammt, glotz ihn nicht so an. Er muß nicht unbedingt wissen, daß wir über ihn reden.«

»Der Knabe gefällt mir nicht«, brummte Pete Sartago.

»Niemand verlangt von dir, daß du ihm einen Heiratsantrag machst«, erwiderte Mitchell grinsend. »Ich dachte nur eben daran, daß wir den Knilch um seine Barschaft erleichtern könnten. Was meinst du?«

»Keine schlechte Idee«, gab Sartago zurück. »In meinen Taschen herrscht ohnedies schon beinahe gähnende Leere.«

»Dem werden wir abhelfen«, meinte Dan Mitchell und warf wieder einen Pfeil nach der Zielscheibe, aber er hatte es unkonzentriert getan. Der Erfolg war, daß der Wurfpfeil sich in die Holzwand neben der Scheibe bohrte.

Der bärtige Mann begab sich zum Tresen.

»Hoffentlich versäuft er nicht alles«, sagte Sartago. »Schließlich handelt es sich um unser Geld.«

»Wir gewähren ihm drei Drinks, mehr nicht«, sagte Dan Mitchell. »Sollten ihm die nicht reichen, werden wir uns irgend etwas einfallen lassen.«

Pete Sartago nickte beipflichtend. »Du sagst es, Freund, du sagst es.«

Sie spielten weiter, aber sie ließen den bärtigen Mann nicht mehr aus den Augen.

Der Fremde fand Platz am Tresen und verlangte einen Scotch. Der Wirt bediente ihn, und er legte einen großen Geldschein neben das Glas.

»Haben Sie's nicht kleiner?« fragte Mark Ericson, der Wirt. »Ich fürchte, ich kann nicht wechseln.«

»Sie können den Rest behalten«, sagte der Mann großzügig.

Ericson riß die Glubschaugen auf. »Sir, das ist zuviel…«

Der Fremde zuckte mit den Schultern. »Ich hänge nicht am Geld. Es ist dazu da, um ausgegeben zu werden.«

Ericson steckte das Geld rasch ein.

»Hast du das gesehen?« maulte Pete Sartago. »Hast du gesehen, wie der mit unserer Knete umgeht? Wir sollten ihm das abstellen.«

»Hier drinnen tun wir gar nichts«, murmelte Dan Mitchell. »Oder willst du, daß Ericson die Polizei anruft? Wer so ein großzügiges Trinkgeld gibt, der hat noch genug Zaster in den Taschen.«

»Wir könnten uns an ihn heranmachen und zu einem Spiel einladen«, schlug Sartago vor.

Mitchell rümpfte die Nase und schüttelte den Kopf. »Ericson würde ihn vor uns warnen. Glaub mir, es ist besser, wir tun so, als kümmerten wir uns nicht um ihn. Wenn er die Kneipe verläßt, werden wir zur Stelle sein und absahnen.«

»Kriege ich für das Geld außer dem Drink noch eine Auskunft von Ihnen?« fragte der bärtige Mann an der Theke, in diesem Moment.

»Aber sicher«, antwortete Mark Ericson und verzog sein feistes Gesicht zu einem breiten Grinsen. »Was möchten Sie wissen, Sir?«

»Gibt es hier in der Nähe einen Wald, der Fog Forest heißt?«

Ericson nickte. »Er beginnt gleich hinter den letzten Häusern unseres Ortes. Ist eine sehr neblige Gegend. Deshalb der Name.«

»Stimmt es, daß mitten in diesem Wald ein uraltes Haus steht?« fragte der Bärtige weiter.

Der Wirt musterte ihn kurz. »Sie haben davon gehört? Es ist ein verfluchtes Haus.«

»Wie kommt man da hin?«

Mark Ericson sah den Gast erschrocken an. »Haben Sie etwa die Absicht, dorthin zu gehen? Das sollten Sie lieber nicht tun, das ist nicht ratsam. Vor allem dann nicht, wenn die Sonne untergegangen ist. Vielleicht denken Sie, ich übertreibe, aber es ist gefährlich, sich in der Nähe dieses Hauses aufzuhalten, wenn es dunkel ist. Man sagt, der Tod wohne in dem Haus, und das kann ich nur unterstreichen.«

»Ist es weit bis dorthin?«

»Wie man's nimmt«, antwortete der Wirt. »Meiner Ansicht nach ist das Haus nicht weit genug von meinem Gasthaus entfernt. Ich bin kein Feigling, Sir, ganz bestimmt nicht. Aber es gibt Dinge, die jagen mir Angst ein, und dazu gehört dieses Gebäude. Keine zehn Pferde würden mich dazu bringen, es jemals zu betreten. Nicht einmal am Tag. Und schon gar nicht in der Nacht.«

»Kennen Sie jemanden, der mich zu diesem Haus fahren würde?« fragte der Bärtige.

Mark Ericson lachte heiser. »Nein, Sir, so verrückt ist keiner. Es geht mich zwar nichts an, aber vielleicht gestatten Sie mir die Frage trotzdem: Was wollen Sie denn da?«

Der Fremde zuckte mit den Schultern. »Ich möchte mich mal umsehen.«

»Sir, es ist ein leeres Haus«, sagte der Wirt eindringlich. »Wissen Sie, wem es gehörte? Den Silentis. Das war ein uraltes Vampirgeschlecht. Ja, Sie hören richtig. Ich spreche von Vampiren. Es ist nicht überliefert, wie diese Blutsauger in unsere Gegend kamen. Irgendwann waren sie auf einmal da und trieben ihr Unwesen - Vera Silenti und ihr Sohn Chelo.«

Der Bärtige nahm einen Schluck vom Scotch. »Erzählen Sie weiter«, forderte er den Wirt auf. »Die Geschichte interessiert mich.«

»Es ist aber leider nicht nur eine Geschichte, Sir. Etwa hundert Schritt von hier wohnten die McGraws. Arme, aber anständige Leute. Der Vater Bartholomew, seine Söhne Jack und Herbert und seine Tochter Jenny. Eines Nachts bekam Jenny, sie war damals siebzehn, Besuch von Vera Silenti. Das Mädchen hatte unwahrscheinliches Glück. Beinahe wäre sie der Vampirin zum Opfer gefallen. Ihr Vater und ihre beiden Brüder konnten ihr beistehen und die Vampirin töten. Vera Silentis Sohn aber wurde nicht vernichtet. Was ich Ihnen erzähle, hat sich vor zweihundert Jahren zugetragen, Sir. Wenn Sie aber denken, daß man sich darum heute nicht mehr zu kümmern braucht, befinden Sie sich auf dem Holzweg. Zweihundert Jahre sind für einen Vampir eine lächerlich kurze Zeitspanne. Was ich damit sagen will, ist, daß es Chelo Silenti immer noch gibt. Er wohnt in diesem unheimlichen Haus, und wenn Sie dorthin -«

»Kann man hier einen Wagen mieten?« fragte der bärtige Gast unbeeindruckt.

»Nein, Sir«, sagte Mark Ericson resignierend. Er konnte nicht begreifen, warum dieser Mann so versessen darauf war, sein Leben zu verlieren.

»Besitzen Sie einen Wagen?«

»Selbstverständlich, aber den können Sie nicht haben.«

»Sie würden ihn bestimmt wiederkriegen.«

Der Wirt schüttelte den Kopf. »Nein, Sir, nichts zu machen. Ich bin nicht scharf darauf, mir den Wagen morgen aus dem Wald zu holen. Und Sie wären nicht in der Lage, mir das Fahrzeug zurückzubringen. Außerdem möchte ich Sie bei Ihrem Vorhaben, Selbstmord zu begehen, in keiner Weise unterstützen.«

»Vielen Dank für die Auskunft«, sagte der Fremde.

Pete Sartago stieß seinen Komplizen an. »Ich glaube, es ist soweit. Der Typ will gehen.«

Sartago warf noch einen Pfeil, mitten ins Zentrum der Zielscheibe, grinste zufrieden, krallte seine Finger in Dan Mitchells Jackett und forderte ihn auf, ihm unauffällig zu folgen.

Sie verschwanden durch die Hintertür und legten sich in der Dunkelheit auf die Lauer. Sie brauchten nicht lange auf den bulligen Mann zu warten.

Er trat aus dem Wirtshaus und kam auf sie zu. Wäre er in die andere Richtung gegangen, so wären sie ihm gefolgt.

Sie ließen den Bärtigen bis auf drei Schritte herankommen, dann traten sie ihm in den Weg.

Der Mann blieb stehen und musterte sie kalt. Er schien sie nicht zu fürchten. Nun, das sollte sich bald ändern.

»Einen recht schönen guten Abend, Sir«, sagte Dan Mitchell übertrieben freundlich. »Ich habe soeben zu meinem Freund gesagt,

ich würde ihn auf einen Drink einladen, und dann fasse ich in die Tasche und stelle fest, daß mir das nötige Kleingeld fehlt. Sie können sich sicher vorstellen, wie peinlich mir das ist. Da will man einem Freund eine Freude machen und hat nicht genug Geld bei sich. Wären Sie wohl so freundlich, mir aus dieser Verlegenheit zu helfen?«

»Verzieht euch!« erwiderte der Mann unfreundlich.

Pete Sartago glaubte, sich verhört zu haben. »Verdammt, wie reden Sie denn mit uns?« herrschte er den Fremden an.

»Geht mir aus dem Weg«, knurrte der Bullige. »Sonst passiert ein Unglück!«

»Du hältst dich wohl für Sylvester Stallone, hey?« sagte Sartago wütend.

»Er denkt, er ist Rambo III«, sagte Don Mitchell und holte sein Springmesser aus der Tasche. Er ließ die Klinge aufschnappen und setzte sie dem Bärtigen an die Kehle. »So redet man nicht mit uns, Freundchen! Du kommst jetzt mit uns.«

Sie begaben sich mit dem Bulligen in eine nahe gelegene Scheune, in der auch zwei Pferde untergebracht waren.

Die Tiere schienen den Ärger zu wittern und wurden unruhig. Sie tänzelten mit stampfenden Hufen in ihren Boxen hin und her und schnaubten aufgeregt.

»So, mein Junge«, sagte Dan Mitchell. »Hier sind wir ungestört.«

Pete Sartago stellte sich hinter den Bärtigen.

»Nun wollen wir mal sehen, was du so alles in deinen Taschen hast«, sagte Mitchell. »Räum sie aus!«

Der Fremde tat nichts dergleichen.

Sartago schlug mit der Faust zu, doch der Bärtige zeigte keine Wirkung, und er gab auch nicht nach.

»Noch mal!« verlangte Mitchell von seinem Komplizen. »Dich kriegen wir klein, verlaß dich drauf!«

Sartago schlug wieder zu.

»Jetzt reicht es mir«, sagte der Bärtige, und plötzlich hatte Dan Mitchell den Eindruck, die Augen des Fremden würden zu leuchten beginnen. Irgend etwas stimmte mit diesem Kerl nicht. Er war Mitchell auf einmal nicht mehr geheuer.

Der Mann starrte ihn durchdringend an, und von seinen Augen ging eine Kraft aus, die für Mitchell schmerzhaft war.

Er stöhnte. Schweiß brach ihm aus allen Poren. Er wollte mit dem Messer zustechen, doch seine Hand gehorchte nicht.

Sein Arm wurde zentnerschwer. Er mußte ihn sinken lassen. Obwohl er den Fremden mit dem Messer nicht mehr bedrohte, attackierte er ihn weiter.

Mitchell atmete sehr schnell. Er zitterte, bebte. Rasende Schmerzen breiteten sich in seinem Körper aus.

Pete Sartago sah nicht, was mit seinem Freund geschah. Erst als er über die Schulter des Bulligen blickte, erkannte er, daß etwas Unbegreifliches passierte.

»Dan!« stieß er fassungslos hervor.

Doch Dan Mitchell hörte ihn nicht mehr. Er zitterte immer heftiger.

»Verdammt!« schrie Sartago. »Was machst du mit meinem Freund?«

Mitchell stöhnte so laut, daß Sartago Angst um ihn bekam. Er schlang seinen Arm um den Hals des Stämmigen und wollte ihn zurückreißen, doch der Mann rührte sich nicht von der Stelle.

»Pete…«, röchelte Mitchell. »Hilf mir…«

Sartago wollte das ja tun, aber es gelang ihm nicht. Der unheimliche Kerl stand da wie aus Eisen gegossen.

An Dan Mitchells Stirn schwoll eine Ader dick an. Er schien sich sehr anzustrengen. Die Ader zuckte heftig. Mitchell röchelte.

Und dann.

Blut rann plötzlich aus Mitchells Nase. Er wankte, drehte die Augen nach oben, stöhnte ein letztes Mal und brach tot zusammen.

Als Pete Sartago das sah, ließ er von dem Fremden ab. Er wollte das Weite suchen, doch nun hatte der Bullige für ihn Zeit.

In Gedankenschnelle drehte er sich um. Sartago spürte die unglaubliche Kraft, die von den Augen des Mannes ausging.

Er riß abwehrend die Arme hoch, doch auf diese Weise vermochte er sich nicht zu schützen.

Der Bärtige verfuhr mit ihm genauso wie mit Dan Mitchell. Innerhalb weniger Minuten hatten beide Verbrecher den Tod gefunden.

Sie hatten nicht wissen können, mit wem sie sich anlegten, daß der Mann ein Dämon war.

Es war ihr Pech gewesen, daß sie sich an dem Mann mit der Todesaugen vergriffen hatten.

An Terence Pasquanell.

***

Pasquanell grinste grausam.

Früher, in Kanada, hatte er auf der Seite des Guten gestanden und in den endlosen Wäldern der Rocky Mountains Werwölfe gejagt. Aber das war in einem anderen Leben gewesen.

Viel war seither passiert. Er hatte unfreiwillig die Fronten gewechselt [1] und gehörte nun der schwarzen Streitmacht an.

Er war ein Zombie gewesen - ohne Herz und ohne Augen. Yora, die Totenpriesterin, hatte dafür gesorgt, daß er zu neuen Augen kam. Magische Diamanten waren es, die von Yora aktiviert worden waren!

Sie hatte Pasquanell die Augen geliehen und ihn damit zum Dämon gemacht. Aber er war nur ein Dämon auf Zeit, denn wenn Yora die Augen des Todes zurückforderte, war es damit vorbei.

Der Zeit-Dämon blickte auf die toten Männer herab. Er war stark, hielt sich fast für unbesiegbar, und er wäre das gern geblieben. Deshalb hatte er auch versucht, sich in den Besitz des Höllenschwertes zu bringen, um Yora daran hindern zu können, sich die magischen Augen zurückzuholen. [2]

Es war ihm jedoch nicht gelungen, sich das schwarze Schwert zu holen.

Er ließ seine beiden Opfer liegen, machte sich nicht einmal die Mühe, sie zu verstecken. Niemand würde erkennen, daß diese Männer umgebracht worden waren.

Pasquanell begab sich zu den Pferden. Sie waren seinetwegen so unruhig. Tiere haben eine bessere Antenne für Gefahren als Menschen. Pete Sartago und Dan Mitchell hatten nicht geahnt, woran sie bei Terence Pasquanell waren, aber die Pferde wußten es.

Dieser Mann war in einen Mantel gehüllt, der aus Angst, Grauen und Tod bestand.

Das Pferd, dem sich Terence Pasquanell näherte, wieherte und schnaubte. Es hob immer wieder den Kopf, stieg aufgeregt hoch, und Schweiß glänzte auf seinem Fell.

Der Bärtige starrte das Tier an und zwang es zur Ruhe. Dann sattelte er es rasch und führte es ins Freie.

Er stieg auf und trieb das Tier hart an. Das Pferd schoß los. Mitleidlos trieb der Dämon es zu immer größerer Eile an.

Pferd und Reiter hielten auf den nebligen Wald zu, und bald hatte der Fog Forest sie in sich aufgenommen.

Terence Pasquanell folgte dem Verlauf einer verwilderten Straße, die sich durch Fog Forest schlängelte.

An manchen Stellen war der Nebel so dicht, daß die Straße nicht zu sehen war, doch Pasquanell ließ das Tier nicht langsamer laufen.

Sein Ziel war das Haus der Silentis. Er wollte es so rasch wie möglich erreichen.

Dort, wo es stand, schien der Nebel besonders dicht zu sein. Ja es hatte fast den Anschein, als käme all der Nebel aus jenem unheimlichen Haus.

Pasquanell sprang vom Pferd. Das Tier wieherte seine panische Angst heraus, warf sich herum und ergriff die Flucht.

Pasquanell ließ es geschehen. Er brauchte das Pferd nicht mehr. Reglos stand er vor dem alten Haus. Es hatte zwei Türme und einen breiten Balkon, unter dem tiefschwarzen Schatten lag.

Überall sonst lebte die Natur, nur in der Nähe des Gebäudes schien sie tot zu sein. Abgestorben, erstickt am Keim des Bösen, der hier überall zu spüren war.

Pasquanell erinnerte sich an sein früheres Leben. Er wurde wieder zum Jäger, doch diesmal galt es nicht, einen Werwolf zu erwischen,

sondern einen Vampir.

Und diesmal war der andere kein Feind, sondern ein Höllenbruder!

Aber das wußte Chelo Silenti noch nicht.

Der Blutsauger mußte denken, ein Lebensmüder habe es gewagt, sich hierher zu begeben.

Befand er sich hier draußen? Terence Pasquanell schaute sich wachsam um. Kaum ein Wesen konnte sich lautloser durch die Nacht bewegen als ein Vampir.

Sie waren Meister im Belauern und Anschleichen. Urplötzlich konnten sie auftauchen, als wären sie aus dem Boden gewachsen. Und wenn sie dann zuschlugen, hatten ihre Opfer zumeist nicht die geringste Chance.

Pasquanell entdeckte den Blutsauger nicht. Er schritt über welkes Laub auf eine Treppe zu, die zum Haus hinaufführte. Der gespenstische Ruf eines Nachtvogels flog durch die Dunkelheit.

Der Zeit-Dämon kümmerte sich nicht darum. Er setzte seinen Weg unbeirrt fort und erreichte das große Tor. Es stand halb offen.

Der Wirt hatte recht. Das Haus war leer.

Staub bedeckte den Boden, und trockene Blätter kratzten darüber, als ein Luftzug sie vor sich her schob.

Furchtlos ging Terence Pasquanell weiter. Jeden Augenblick rechnete er damit, daß ihm der Blutsauger in den Weg treten würde.

Doch der Vampir ließ sich damit Zeit. Beschränkte sich Chelo Silenti vorläufig nur aufs Beobachten?

Wartete er auf die beste Gelegenheit? Wollte er Pasquanell zunächst in Sicherheit wiegen? Silenti mußte davon ausgehen, daß er es mit einem Mann zu tun hatte, der von den unheimlichen Geschichten erfahren hatte, die sich um dieses einsame Haus rankten. Der Mann war gekommen, um sich hier umzusehen. Anfangs würde er noch wachsam und angespannt sein, doch wenn längere Zeit nichts passierte, würde er denken, daß nichts an den Geschichten dran war.

Und dann würde der Vampir leichtes Spiel mit ihm haben!

Terence Pasquanell blieb in der Mitte der großen Halle stehen. Sein Blick durchdrang die Dunkelheit. Wo mochte sich der Untote verborgen halten? Eine gebogene Treppe führte zum oberen Stockwerk, doch Terence Pasquanell nahm eher an, daß sich der Blutsauger im Keller aufhielt. Vampire bevorzugten die Keller ihrer Häuser oder Schlösser, weil sie dort vor dem Tageslicht sicher waren.

»Silenti!« rief Pasquanell mit kräftiger Stimme. »Chelo Silenti!«

Laut und unheimlich hallte sein Ruf durch das stille, leere Haus. Doch der Vampir befand sich nicht im Gebäude.

Er hatte es hastig verlassen, als er das rasch näherkommende Schlagen von Pferdehufen vernommen hatte.

Jetzt trat er zwischen zwei Bäumen hervor, und Gier glitzerte in

seinen dunklen Augen.

Ein Wahnsinniger hatte es gewagt, allein hierher zu kommen. Einer, der sich anscheinend selbst beweisen wollte, wie mutig er war. Nun, er würde diesen Leichtsinn mit dem Leben bezahlen.

Chelos Ähnlichkeit mit seiner Mutter war unverkennbar. Er hatte die gleichen blutumrandeten Augen wie sie, die gleiche Gesichtsform, die gleiche Nase. Er sah lediglich jünger aus als Vera Silenti.

In jener Nacht vor zweihundert Jahren - nie würde er sie vergessen - hatte seine Mutter das Haus verlassen. Der Hunger hatte sie fortgetrieben, und sie hatte ihm nicht gesagt, wohin sie gehen würde. Es wurde spät, und Chelo Silenti wurde unruhig, denn so lange war seine Mutter noch nie fortgeblieben.

Sie war eine sehr vorsichtige Vampirin.

Um so mehr beunruhigte es ihn, daß sie nicht nach Hause kam. Es mußte ihr etwas zugestoßen sein. Als Chelo Silenti dieser Gedanke kam, beschloß er, seine Mutter zu suchen, obwohl die Zeit schon sehr knapp war.

Wenn er Vera fand, würde er mit ihr nicht mehr heimkehren können. Die Sonne würde aufgehen, und er würde sich mit seiner Mutter irgendwo verstecken und auf den nächsten Abend warten müssen.

Er hetzte durch den Nebelwald und suchte Vera, doch er fand sie nicht, und die Nacht verlor allmählich ihre schützende Dunkelheit. Die Schwärze, die dem Vampir so vertraut war, wich einem Grau, das sich mehr und mehr aufhellte.

Zu Chelos Unruhe gesellte sich die Angst vor dem anbrechenden Tag. Er fühlte sich nicht mehr wohl, hatte Schmerzen. Da war ein quälendes Zerren in seinen Gliedern, und bald war sein ganzer Körper davon befallen. Wo sollte er Vera noch suchen? Er wußte es nicht. Er mußte sie vergessen und an sich selbst denken, denn viel Zeit blieb ihm nicht mehr, sich zu verstecken. Im peinigenden Grau des Morgens rannte er zum Friedhof, um in einer Gruft oder einem Grab Zuflucht zu suchen.

Und dort fand er seine Mutter.

Tot!

Mit einem Loch in der Brust! Vernichtet von den Menschen.

Er wußte, was passieren würde, wenn er Vera liegenließ. Die Sonne würde sie auffressen. Das wollte er nicht zulassen.

Er brach ein Grab auf. Die Kräfte drohten ihn fast zu verlassen. Mit letztem Einsatz schaffte er es, die schwere Steinplatte zur Seite zu schieben und sich und seine Mutter in Sicherheit zu bringen.

Kaum waren sie im Grab gewesen, kaum hatte Chelo Silenti den Stein an seinen Platz zurückgehoben, da fiel der erste Sonnenstrahl auf den Friedhof.

Chelo hatte enormes Glück gehabt, und er hatte seiner toten Mutter

den totalen Verfall, die völlige Auflösung erspart. Mehr aber konnte er nicht für sie tun.

In der Enge des Grabes kauerte er neben Vera. Er hielt sie in seinen Armen, drückte sie an sich und fühlte sich elend. Chelo würde sich erst an die Einsamkeit gewöhnen müssen.

Der Tag kam ihm so lange vor wie kein anderer. Als es endlich, nach quälendem Warten, wieder dunkel wurde, spürte er es.

Er stand auf. Allmählich kehrten die gewohnten Kräfte in ihn zurück. Er schob die Grabplatte zur Seite und streckte den Kopf vorsichtig aus der Öffnung.

Leer und still war der Totenacker. Chelo konnte das Grab gefahrlos verlassen. Er warf einen Blick über die Schulter zurück auf seine Mutter und überlegte, ob er sie mitnehmen solle.

Ihr Anblick hätte ihm Schmerzen bereitet, deshalb entschied er, sie hier zu lassen. Solange das Grab geschlossen blieb, würde Vera Silenti nicht verfallen.

Sie würde hier liegen und nicht mehr leben. Aber die Gesetze der Natur würden an ihr keine Gültigkeit haben. Chelo ließ seine Mutter im Grab, legte die schwere Steinplatte auf das steinerne Rechteck, das das Grab einfriedete, und ging nach Hause.

Zum erstenmal war er allein. Es dauerte lange, bis er sich daran gewöhnte. Immer wieder pilgerte er nachts zum Friedhof, öffnete das Grab, setzte sich auf die Einfassung und starrte stumm auf seine Mutter.

Mit der Zeit ging er immer seltener auf den Friedhof. Er ließ der toten Vampirin ihre Ruhe. Wenn ihn die Einsamkeit besonders plagte, rief er nach Asmodi, dem Fürsten der Finsternis, doch dieser kam nicht, und so konnte ihn Chelo Silenti auch nicht bitten, seiner toten Mutter zu helfen.

Er lebte weiter, über Jahrhunderte hinweg, aber er fand keinen Gefallen an diesem Leben. Ihm kam es wie eine Strafe vor, ohne Vera leben zu müssen…

Der Vampir stieß ein hungriges Fauchen aus. Ein Mann befand sich in seinem Haus, saß in der Falle!

Er konnte unmöglich wissen, welche Gefahr er heraufbeschwor. Es war Selbstmord, sich nachts in das Haus eines Vampirs zu wagen. Chelo Silenti pirschte sich an das Gebäude heran.

Er benetzte seine blutleeren Lippen. Seine Zunge stieß dabei gegen die langen Vampirhauer. Mit wenigen Schritten erreichte er das Haus.

»Silenti, wo steckst du?« rief Terence Pasquanell.

Der Blutsauger glitt lautlos an der Mauer entlang. Er verursachte nicht das geringste Geräusch, huschte wie ein körperloser Schatten durch die offene Tür und verbarg sich sofort hinter einer Säule.

Er beobachtete den Mann. Mitten in der großen leeren Halle stand er

und zeigte nicht die geringste Furcht.

Aber das hieß noch lange nicht, daß er keine Angst zu haben brauchte, denn sein Leben hing nur noch an einem sehr dünnen Faden, den Chelo Silenti in wenigen Augenblicken durchbeißen würde.

Der Vampir ging weiter. Seine Füße schienen den Boden nicht zu berühren. Er huschte von Säule zu Säule, ohne daß der bärtige Mann ihn bemerkte.

Mit brennenden Augen starrte Chelo Silenti auf die breiten Schultern des bulligen Mannes. Ein kraftstrotzender Kerl war das. Solche Opfer waren dem Blutsauger am liebsten.

Manchmal war er gezwungen, über schwache oder kranke Menschen herzufallen, weil er hungrig war und sich keine, andere Gelegenheit bot. Zumeist waren solche Opfer sehr unergiebig, und der Hunger stellte sich bald wieder ein.

Doch diesmal würde Chelo Silenti satt werden!

Er wechselte zur nächsten Säule hinüber und befand sich jetzt direkt hinter Pasquanell. Er zögerte keine Sekunde, sondern trat hinter der Säule hervor und näherte sich dem Mann.

Als er auf Armlänge an Terence Pasquanell herangekommen war, entblößte er seine dolchartigen Zähne, und in der nächsten Sekunde schnellte er vorwärts - und biß zu!

***

Die Fahrt dauerte zweieinhalb Stunden. Ich fuhr zügig, zuerst auf dem breiten Motorway, dann auf einer gut ausgebauten Straße. Die Abzweigung nach Saxton hätte ich beinahe übersehen.

Vicky Bonney machte mich darauf aufmerksam. Sie redete schon wieder mit mir, hatte mir meinen Starrsinn verziehen. Es war zwischen uns wieder alles im Lot.

Jubilee Barrington saß hinter uns im Fond des schwarzen Rover. Ich sah sie im Innenspiegel. Ein hübscher kleiner Käfer war sie. Wir hatten sie alle sehr gern.

Manchmal war sie ein bißchen vorlaut und eigensinnig, aber im großen und ganzen hatten wir keine Probleme mit ihr und kamen wunderbar mit ihr aus.

Neulich hatte ich mir ein wenig Sorgen um sie gemacht, weil sie plötzlich hohes Fieber bekam. Sie schien eine Krankheit auszubrüten. Doch anderntags war das Fieber wieder weg.

Nur meine Sorge war geblieben, denn auf Coor hatte Jubilee an einer schrecklichen Krankheit gelitten. Wir hatten befürchtet, sie zu verlieren. [3]

Zugegeben, das war schon eine Weile her, aber konnte sich ein Bazillus von damals nicht noch in ihrem Blut befinden? Ich hoffte, daß

es nicht der Fall war, aber es hatte keinen Sinn, den Kopf in den Sand zu stecken.

»Gleich haben wir es geschafft«, sagte ich. »Nur noch sechs Meilen.«

»Ich bin schrecklich aufgeregt«, sagte Jubilee.

»Denkst du, das merkt man nicht?« gab ich schmunzelnd zurück. »Du knabberst dich langsam aber sicher durch deine Unterlippe.«

Wir hatten keine Ahnung, was uns in Saxton erwartete, wie wir im Haus der Barringtons aufgenommen werden würden. Herzlich oder kühl? Freundlich oder abweisend? Von oben herab oder jovial?

Die Barringtons hatten den Wunsch geäußert, ihre Enkelin sehen zu wollen. Das bedeutete nicht, daß Vicky und ich gleichfalls willkommen waren.

Vielleicht wollten sie nur das junge Wesen von edlem Geblüt dabehalten, und uns schickten sie postwendend wieder nach Hause. Aber da würde ich nicht mitspielen.

Über Nacht würden sie uns schon in ihrem Haus aufnehmen müssen, denn ich war nicht bereit, gleich wieder nach London zurückzufahren.

Im Moment war überhaupt eine ganze Menge in der Schwebe. Würde Jubilee überhaupt bei ihren Großeltern bleiben wollen? Sie war sich dessen schon bei ihren Eltern nicht ganz sicher gewesen.

Wir würden sie nicht zwingen, in Saxton zu bleiben. Im Gegenteil, wir hätten uns gefreut, wenn sie auf der Rückfahrt wieder bei uns im Wagen gesessen hätte.

Nun, in Kürze würden wir mehr wissen.

»Saxton«, sagte Vicky Bonney und wies auf die Ortstafel. »Wir sind da.«

Jubilee seufzte hinter mir.

»Hat jemand leider gesagt?« fragte ich grinsend. »Vielleicht sind die Lady und der Lord ganz entzückende Leute.«

Ein Hund lief über die Straße. Wenn ich nicht blitzschnell und ganz scharf abgebremst hätte, hätte ich ihn überfahren.

Sofort pochte Zorn in meinen Halsschlagadern. »Räudiger Köter!« schrie ich, um mir Luft zu machen.

Vicky Bonney warf mir einen besorgten Blick zu. Früher war ich nie so aufbrausend gewesen. Ich war es erst, seit sich das schwarze Marbu-Gift in mir befand. Es wollte mich verderben, und ich konnte es nicht verhindern. Es gab Gegner, die in mir nicht einmal mehr einen ernst zu nehmenden Feind sahen. Die Zeit war auf ihrer Seite. Sie brauchten mir nur aus dem Weg zu gehen und abzuwarten. Eines nicht mehr allzu fernen Tages würde ich zu ihnen gehören.

Damit rechneten sie, aber noch lehnte sich in mir alles gegen ein solches Schicksal auf. Ich hatte mich noch nicht aufgegeben, und sowie sich mir eine Chance bot, das schwarze, schleichende Gift loszuwerden, würde ich sie wahrnehmen.

»Reg dich nicht auf, Tony«, sagte Vicky.
Ich atmete tief aus. »Ist schon wieder vorbei«, sagte ich.
Der Hund war in der Dunkelheit zwischen zwei Häusern verschwunden. An einem erhellten Fenster erschien ein Kopf. Die Reifen hatten bei der Vollbremsung schrill gequietscht.
Ich stieg aus, und der Kopf verschwand.
Klar.
Aber ich trat an das Fenster und klopfte so lange, bis der Kopf wieder erschien. Eine Frau sah mich unsicher an. Sie traute Fremden nicht. Ich hatte Verständnis dafür. Allzuviel Vertrauen kann manchmal schädlich sein.
»Wir wollen zu Lady und Lord Barrington!« sagte ich laut genug, damit die Frau mich hörte. »Würden Sie mir sagen, wie ich fahren muß?«
Ich schien ein Zauberwort ausgesprochen zu haben, denn die Frau öffnete das Fenster. Knoblauchgeruch wehte mich an. Bereitwillig gab die Frau mir Auskunft. Ich bedankte mich höflich und kehrte zu meinem Wagen zurück.
Jubilee lachte. »Die Frau hatte Angst vor dir.«
»Ich sehe ja auch wirklich zum Fürchten aus«, gab ich zurück.
»Vielleicht dachte sie, du wärst ein Vampir«, vermutete Jubilee.
»Ach deshalb ißt sie soviel Knoblauch, daß es einen beinahe umhaut, wenn sie den Mund aufmacht«, sagte ich grinsend.
Ich fuhr an einem Gasthaus vorbei, bog hinter einer Scheune rechts ab, wie es die Frau gesagt hatte, und wenig später stieß das Licht der Scheinwerfer meines Rover gegen einen geradezu königlichen Palast.
Wir waren am Ziel, aber - merkwürdig - wieso freute sich keiner von uns?

***

Der Vampir biß zu. Er kannte die Stelle genau, wo seine langen Hauer treffen mußten.
Der Mann zuckte überrascht zusammen. Obwohl er mit einem Überfall des Blutsaugers gerechnet hatte, war es Chelo Silenti doch gelungen, ihn zu überrumpeln.
Aber der Vampir würde keine Freude mit seinem Blut haben, denn es war schwarz!
Dämonenblut befand sich in seinen Adern, und das schmeckte abscheulich.
Chelo Silenti versuchte, den Mann niederzudrücken. Er stemmte sich auf seine Schultern und wollte ihn zu Boden zwingen.
Da spürte er das bittere Blut in seinem Mund, und er riß verstört die Augen auf. Er begriff! Er hatte einen Dämon gebissen!
Jetzt erst reagierte Terence Pasquanell. Er schlug dem Vampir die

Faust ins Gesicht. Chelo Silenti taumelte zurück. Er stieß einen krächzenden Schrei aus, spuckte das schwarze Dämonenblut auf den staubigen Boden und glotzte Pasquanell verdattert an. Der bärtige Mann packte Chelo Silenti und stieß ihn gegen eine der Säulen.

Der Untote stöhnte. Da er nicht wußte, was der Dämon von ihm wollte, versuchte er sich von Pasquanells Griff zu befreien. Es kam zum Kampf, doch Chelo Silenti hatte keine Chance gegen Terence Pasquanell.

Der Zeit-Dämon war ihm kräftemäßig überlegen. Außerdem stand ihm auch noch eine starke Magie zur Verfügung, der der Blutsauger nichts entgegenzusetzen hatte.

Pasquanell schlug den Vampir nieder.

Chelo Silenti sprang auf und versuchte zu fliehen, doch der Bärtige brachte ihn mit Magie erneut zu Fall.

Eine Kraft, die von Pasquanells Augen ausging, peinigte den Untoten. Chelo Silentis Gesicht verzerrte sich. Die unsichtbare Kraft preßte ihn nieder.

»Was hast du vor?« heulte Chelo Silenti. »Willst du mich vernichten?«

»Ich zeige dir lediglich, wer hier der Herr ist!« knurrte Terence Pasquanell. »Du hast mich angegriffen!«

»Du befindest dich in meinem Haus!« verteidigte sich der Untote. »Ich wußte nicht, daß du ein Höllenbruder bist.«

»Du bist schwächer als ich!« stellte Terence Pasquanell rauh fest.

»Ja«, gurgelte der Vampir. »Ja!«

»Du wirst mir gehorchen!« sagte der Zeit-Dämon.

»Ja!« gab der Blutsauger zurück, damit ihn Pasquanell nicht länger mit seinem quälenden Blick folterte.

»Wenn ich es will, wirst du mir dienen!« sagte der Bärtige.

»Ja, auch das!« jammerte Chelo Silenti. »Aber hör auf! Hör auf, mich zu quälen!«

Terence Pasquanell schwächte die Energie ab, mit der er den Vampir attackierte. Chelo Silenti erhob sich. Er wirkte angeschlagen. Ganz hatte die Kraft der Todesaugen noch nicht von ihm abgelassen. Pasquanell wollte den Blutsauger noch unter Kontrolle halten.

Man durfte Vampiren nicht trauen. Sie waren falsch, verschlagen, hinterlistig und tückisch.

»Wer bist du?« fragte Chelo Silenti vorsichtig.

»Mein Name ist Terence Pasquanell. Früher war ich ein Werwolfjäger. Heute tut es mir um jeden Lykanthropen, den ich erlegt habe, leid, aber ich kann es nicht ungeschehen machen. Ich habe die Fronten gewechselt, wie du gemerkt hast, bin heute ein Dämon.«

»Was willst du von mir?« fragte Chelo Silenti. »Was führt dich hierher?«

»Ich wollte dich sehen.«

»Was kann ich für dich tun?«

Pasquanell grinste. »Nicht du kannst für mich, sondern ich kann für dich etwas tun.«

»Du vertraust mir nicht, sonst würdest du mich nicht immer noch mit deinem magischen Blick festhalten«, stellte Chelo Silenti fest.

Der Zeit-Dämon nahm die Kraft von dem Untoten. »Ich kann dich jederzeit vernichten, wenn ich es will«, knurrte er. »Du hast meine Kraft gespürt. Also unternimm nichts, was mir mißfallen könnte; du würdest es nicht überleben.«

»Ich werde nichts tun«, versprach der Vampir. »Schließlich sind wir keine Feinde. Wenn ich geahnt hätte, daß du ein Höllenbruder bist, hätte ich dich nicht angegriffen. Ich hielt dich für einen Menschen, der sich selbst beweisen wollte, wie mutig er ist.«

»Ich habe von dir gehört«, sagte Terence Pasquanell. »Du lebst allein hier.«

Der Untote nickte. »Allein - seit zweihundert Jahren.«

»Ich weiß«, sagte Pasquanell. »Man hat deine Mutter 1786 vernichtet. Aber ihr Körper existiert noch.«

»Ja«, bestätigte Chelo Silenti. »Sie ist noch nicht verfallen. Ich wollte Asmodis bitten, sie mir wiederzugeben, doch er fand es nicht einmal der Mühe wert, zu erscheinen. Was ist schon ein Vampir für ihn.«

»Nun, ich denke anders über Vampire«, bemerkte Terence Pasquanell. »Ich finde, es kann nicht genug von eurer Sorte geben. Ich kann dir vielleicht helfen.«

Chelo Silenti riß die rot umränderten Augen auf. »Mit deiner Magie? Glaubst du, sie ist stark genug, um Vera Silenti wiederzuerwecken? Sie besitzt kein Herz mehr.«

»Auch das ist mir bekannt«, sagte Terence Pasquanell. »Auch ich besitze kein Herz. Ein Dämon hat es mir geraubt, und Höllenkräfte machten mich zum Zombie, bis eine Dämonin namens Yora sich meiner annahm und mich zu dem machte, was ich nun bin. Ich brauche kein Herz, um existieren zu können. Es mißfällt mir jedoch, daß sich mein Herz in den Händen eines gefährlichen Dämonenfeindes namens Tony Ballard befindet.«

»Ich dachte, ein Dämon hätte dir dein Herz geraubt«, sagte Chelo Silenti verwirrt.

»Und Tony Ballard hat es ihm abgejagt. Seither befindet es sich in einem Aluminiumwürfel, eingebettet in Magie, von dieser am Leben gehalten. Es schlägt noch genauso, als wäre es in meiner Brust.«

»Was will dieser Tony Ballard mit deinem Herz anfangen?« fragte der Vampir.

»Das weiß ich eben nicht, und dieses Unwissen beunruhigt mich«, sagte der Zeit-Dämon. »Er könnte mit meinem Herz irgendwelche Versuche anstellen. Bestimmt hat er die Hoffnung noch nicht

aufgegeben, mich dorthin zurückzuholen, wo ich einst gewesen bin, aber ich will nicht zurück. Ich muß aber befürchten, daß er mit Hilfe meines Herzens eine Möglichkeit findet, mich zur Umkehr zu zwingen, verstehst du? Ich muß mich absichern. Ich muß eine solche Möglichkeit von vornherein vereiteln. Das bedeutet, daß ich mein Herz zurückerlangen muß. Aber Ballard bewahrt es in einem magisch gesicherten Safe auf, und er lebt mit einem weißen Vampir, einer abtrünnigen Hexe und einem Ex-Dämon zusammen. Das bedeutet, daß es selbst für mich ziemlich aussichtslos ist, unbemerkt an mein Herz heranzukommen.« Der Bärtige verzog die Lippen zu einem listigen Grinsen. »Aber ich habe einen Plan. Tony Ballard wird mir mein Herz aushändigen müssen.«

»Wie willst du ihn dazu zwingen?« fragte Chelo Silenti.

Terence Pasquanell gab ihm darauf keine Antwort. Er sagte nur: »Ich habe bereits alles in die Wege geleitet. Noch heute Nacht bekomme ich mein lebendes Herz, für das ich jedoch keine Verwendung mehr habe. Vera Silenti könnte ein Herz aber gebrauchen.«

Der Vampir sah ihn begeistert an. »Du würdest es ihr überlassen?«

»Wenn sie es besitzt, kann Tony Ballard damit keinen Schaden mehr anrichten«, entgegnete Terence Pasquanell.

»Vera und ich würden dir unendlich dankbar sein«, sagte Chelo Silenti aufgeregt. »Wir würden dich als unseren Herrn anerkennen, würden dir dienen!«

Pasquanell lachte. »Ich würde ein gutes Werk tun, wenn ich Vera Silenti mein Herz überließe. In ihrer Brust wäre es gut aufgehoben.«

»Ein neues Herz für meine Mutter«, sagte Chelo Silenti. »Sie würde wieder bei mir sein. Alles würde wieder so sein wie früher. Ich habe Vera sehr vermißt.«

»Sie wird bald wieder Menschenblut trinken«, sagte Terence Pasquanell zuversichtlich. »Das verspreche ich dir.«

***

Das Haus war sehr groß, eine weiße, architektonische Meisterleistung, im Tudorstil erbaut. Im Erdgeschoß brannte Licht.

»Wie gefällt es dir?« fragte Vicky nach hinten.

»Es… es ist überwältigend«, sagte Jubilee.

»Damit kann sich mein bescheidenes Heim nicht messen«, bemerkte ich und stellte den Motor ab. »Dagegen kommt mir mein Haus wie eine armselige Hütte vor.«

»Das darfst du nicht sagen, Tony«, widersprach mir Vicky. »Wir haben es doch sehr gemütlich, und Platz haben wir auch alle genug. Was sollten wir mit so einem riesigen Kasten? Ich würde mich darin glatt verirren. Stell dir vor, wir wären mal böse aufeinander und würden uns trennen. In diesem Haus würden wir nie mehr

zueinanderfinden.«

Wir stiegen aus. »Klingelt es nicht bei dir?« frage ich Jubilee über das Autodach hinweg. »Werden beim Anblick dieses Gebäudes keine Kindheitserinnerungen wach?«

Jubilee Barrington schüttelte den Kopf. »Nein, Tony. Mir ist, als wäre ich zum erstenmal hier.«

»Mal sehen, wie uns deine Großeltern aufnehmen«, sagte ich und ging um den Wagen herum. Ich stellte mich zwischen Vicky Bonney und Jubilee und legte meine Arme um die beiden. »Also los.«

Das Gepäck ließ ich vorläufig im Kofferraum. Ich konnte es später holen.

Wir traten unter das Vordach. Ich ließ meine beiden Girls los und hämmerte den Messingklopfer gegen die weiße Tür.

»Hier ist so ziemlich alles weiß«, sagte ich. »Vielleicht empfangen uns die Lady und der Lord im weißen Nachthemd. Und wir machten uns soviel Gedanken über Jubilees Kleidung.«

Die Tür öffnete sich, und ein livrierter Mann stand vor uns. Für die Art, mit der er mich musterte, hätte er einen Nasenstüber verdient. Er sah mich kalt und abweisend an. Was hatte er gegen mich? Er kannte mich ja noch gar nicht.

Ich stellte zuerst Vicky, dann Jubilee und schließlich mich vor.

»Herzlich willkommen«, sagte der Butler, aber das war eine glatte Lüge. Von Herzlichkeit keine Spur. »Ich bin Jonathan«, fügte er hinzu.

Unwichtig, dachte ich verstimmt. Wer mich so ansieht wie du, darf sich nicht wundern, wenn ich mich bemühe, seinen Namen gleich wieder zu vergessen.

Er ließ uns ein. »Lord und Lady Barrington erwarten Sie schon mit großer Ungeduld«, behauptete Jonathan.

Vielleicht war er uns gram, weil wir nicht früher gekommen waren.

»Wir kamen erst spät von zu Hause weg«, erklärte ich, doch es schien ihn nicht sonderlich zu interessieren.

Komischer Kauz, dachte ich.

Wir traten in ein Traumhaus. Drinnen war es noch viel schöner. Es war richtiggehend prunkvoll. So etwas hatte ich bisher nur im Film gesehen. Ich hätte nicht gedacht, daß es das tatsächlich gab.

Hier also hatte Jubilee Barrington die ersten vier Jahre ihres Lebens verbracht. Und dann war Cantacca gekommen und hatte sie in eine Urzeitwelt geholt. Was für ein gewaltiger Unterschied.

»Ich hoffe, Sie hatten eine gute Fahrt?« fragte der Butler.

Zum Teufel, warum fragte er? Es war ihm ja doch egal.

Der Butler führte uns in einen riesigen Salon, der so prunkvoll überladen war, daß mir die Lady und der Lord erst auffielen, als sie sich bewegten.

Sie hoben sich von dieser Umgebung kaum ab.

Schwerreich mußten sie sein, wenn ich mir das so recht überlegte, und Jubilee würde sie eines Tages beerben, denn wenn die Barringtons nicht mehr lebten, würde es nur noch Jubilee geben, die diesen Namen trug.

Lord Broderick Barrington erhob sich zuerst.

Dann stand die Lady auf. Sie war voll behangen mit glitzerndem Geschmeide. Die Ärmste. Was sie trug, mußte mehrere Kilogramm wiegen, aber sie sah stark genug aus, um unter dieser funkelnden Pracht nicht zusammenzubrechen.

Irgendwie erinnerte sie mich an einen festlich geschmückten Weihnachtsbaum. Hatte sie sich nur für uns so herausgeputzt, oder lief sie immer so herum?

Sie war also eine stämmige Person mit einer schillernden Blauspülung im weißen Haar, das kunstvoll frisiert war. Das Dekolleté hätte in ihrem Alter nicht mehr so tief zu sein brauchen. Vielleicht trug sie ein Kleid aus früheren Tagen.

Der Lord wirkte im Vergleich mit ihr schmächtig. Er hatte ein schmales, blasses Gesicht und eine weit vorspringende Nase. Sein Rücken war leicht gekrümmt, sein Haar schütter.

Mir kam vor, als würden mich auch die Barringtons nicht mögen. Oder bildete ich mir das nur ein?

Warum sahen sie mich so eigenartig an? Hielten sie mich für einen gerissenen Betrüger, der ihnen auf ihre alten Tage eine Enkelin unterjubeln wollte, die sie längst tot geglaubt hatten?

Das mußte der Grund sein. Sie waren mißtrauisch. Wenn ich es mir recht überlegte, hatten sie damit nicht so unrecht. Sie waren reich und hatten keine Erben.

Sie wollten nicht, daß sich jemand ihr Vermögen ergaunerte.

Ich hoffte, die beiden mit der Zeit auftauen zu können. Wenn erst mal ihre Zweifel zerstreut waren, würden sie uns bestimmt mit mehr Wärme und Freundlichkeit begegnen, als sie es im Moment taten.

Eines stand jedenfalls fest: Um Jubilees Kleidung hätten wir nicht soviel Aufhebens zu machen brauchen. Sie hätte in Lumpen erscheinen können, das hätte die Barringtons auch nicht gestört.

Ich wies auf das Mädchen. Jubilee war verlegen, das sah ich ihr an, und sie machte keinen besonders glücklichen Eindruck. Im Moment sah es nicht danach aus, als ob wir länger als eine halbe Stunde bleiben würden.

Ich hatte heute zwar nicht mehr nach London zurückfahren wollen, aber wenn sich die Barringtons nicht bald änderten, war die Fahrt das kleinere Übel.

»Das also ist Ihre Enkelin«, sagte ich. »Jubilee Barrington.«

Wie auf Kommando richteten die Lady und der Lord ihren Blick auf unseren Schützling.

Jubilee trat von einem Bein auf das andere. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

»Hi«, kam es schließlich über ihre Lippen, und sie hob zaghaft die Hand.

Sie sagte ›Hi‹ zu einer Lady und einem Lord. Ich hoffte, daß die beiden das nicht in die falsche Kehle bekamen.

Endlich geschah etwas.

Lady Amanda Barrington ging auf Jubilee zu, nahm sie in die Arme und küßte sie auf die Wangen. Jubilee ließ es ohne große Begeisterung geschehen.

Ich bereute es schon, sie hierher gebracht zu haben. Sie mochte früher mal in dieses Haus gepaßt haben, doch heute gehörte sie nicht mehr hierher.

»Willkommen, mein Kind«, sagte Lady Amanda steif. »Ich hoffe, ich darf dich duzen.«

»Natürlich…«, erwiderte Jubilee.

Sie warf mir einen um Hilfe flehenden Blick zu. Sie schien nicht zu wissen, wie sie die alte Dame anreden sollte. Sollte sie Lady Amanda zu ihr sagen oder… Großmutter?

Da war ich leider überfragt. Lady Amanda Barrington schien noch nicht davon überzeugt zu sein, daß sie tatsächlich ihre Enkelin vor sich hatte.

Sie trat zur Seite, damit auch der Lord Jubilee umarmen konnte.

»Dreizehn Jahre«, sagte Lord Broderick Barrington. »Das ist eine sehr lange Zeit, mein Kind. Du warst vier, als du… Deine Eltern waren all die Jahre unglücklich. Deine Mutter gab die Hoffnung nicht auf, dich eines Tages wiederzusehen. Wir versuchten ihr klarzumachen, daß es keinen Sinn hatte, das zu hoffen, aber sie klammerte sich daran, und nun sehen wir, daß sie recht hatte und wir im Unrecht waren. Du bist zurückgekehrt. Aber leider weilen deine Eltern nicht mehr auf dieser Welt.«

Jubilee senkte ernst den Blick. »Ja, ich weiß. Man hat es mir gesagt.«

»Laß dich umarmen«, verlangte Lord Broderick Barrington.

Er streckte beide Arme nach dem Mädchen aus, und im selben Moment geschahen mysteriöse Dinge!

***

Das Licht ging aus!

Schlagartig war es dunkel. Ich hörte Vicky einen erschrockenen Laut ausstoßen, und Jubilee schrie grell auf.

Verdammt, was hatte das zu bedeuten?

Etwas polterte auf den Boden.

»Tony!« schrie Jubilee.

Ich wollte nach ihr greifen. Eben noch hatte sie neben mir gestanden,

doch nun war sie weg. Meine Hände stießen ins Leere. Ich hörte Vicky Bonney keuchen. Sie schien sich verzweifelt zu wehren. Wer griff sie an?

Verdammt noch mal, was war denn hier los?

Ich wollte Vicky beistehen, doch auf einmal war auch sie nicht mehr da. Und Lady Amanda und Lord Broderick? Wo waren die? Waren wir hier in eine verfluchte Falle getappt?

Deshalb diese Feindseligkeit, die sich kaum hatte verschleiern lassen!

Man hatte uns eine Falle gestellt. Vielleicht waren das gar nicht die richtigen Barringtons gewesen, sondern irgendwelche Leute, die deren Rolle spielten.

Bestimmt war auch der Butler nicht echt gewesen.

»Vicky!« schrie ich wütend. »Jubilee!«

Die beiden antworteten nicht.

Mein Herz krampfte sich zusammen. Sie hätten geantwortet, wenn sie dazu in der Lage gewesen wären!

Licht! Ich wollte endlich wieder etwas sehen!

Meine Hand stieß in die Hosentasche. Ich wollte mein Feuerzeug herausholen, doch es blieb beim Wollen, denn ein harter Gegenstand landete auf meinem Kopf, und ich verlor das Bewußtsein.

***

Vicky Bonney erging es ähnlich.

Sie dachte gerade: ›Na also, endlich schlägt der Lord einen vernünftigen Ton an. Diese eisige Spannung wurde langsam unerträglich!‹ als plötzlich pechschwarze Dunkelheit in den Salon stürzte und von allem Besitz ergriff.

Und diese Dunkelheit schien einen Körper zu haben, denn Vicky fühlte sich berührt. Ein erschrockener Laut kam über ihre Lippen, und als sie attackiert wurde, riß sie die Hände hoch und wehrte sich.

Jemand wollte ihr an die Kehle gehen. Sie hörte Jubilee grell schreien, und wollte ihr zur Hilfe eilen, aber man ließ nicht von ihr ab.

Es gelang Vicky, den Angreifer von sich zu stoßen und sich umzudrehen, doch da griffen die Hände von hinten nach ihrem Hals, drückten zu, und sie bekam keine Luft mehr.

Vicky wehrte sich verbissen. Sie war in Judo und Karate ausgebildet, trainierte oft mit Tony. Sie wußte, was man tun konnte, um sich von einem Würgegriff zu befreien, doch mit allem, was sie tat, hatte sie keinen Erfolg.

Sie wurde fortgezerrt, hörte Tony ihren Namen rufen, hätte gern geantwortet, aber die Finger, die gnadenlos um ihren schlanken Hals lagen, ließen es nicht zu.

Ihr Herz raste. Panik stieg in ihr hoch. Ihre Gegenwehr wurde

kraftlos, und Augenblicke später wurde sie ohnmächtig.
Jemand schleifte sie weiter, hinaus aus dem Salon, doch das bekam sie nicht mehr mit.

***

Und Jubilee?
Ein merkwürdiges Lächeln lag um Lord Broderick Barringtons Augen, als er die Arme hob. Was war das für ein Ausdruck in seinem Blick? Triumph? Bosheit? Grausamkeit?
Jubilee wollte sich nicht von diesem Mann umarmen lassen. Sie wollte zurückweichen, aber da erlosch das Licht, und dann ging alles so schnell, daß Jubilee mit dem Denken nicht mitkam.
Sie hörte ein Mädchen grell schreien, als Lord Barrington sie packte. Er riß sie auf sich zu und preßte sie fest an sich. Irgendwo im Hinterkopf begriff sie, daß sie es gewesen war, die geschrien hatte, und sie wollte es gleich noch einmal tun, doch da legte sich eine Hand auf ihren Mund, und sie brachte keinen Laut mehr heraus.
Sie biß zu.
Lord Broderick drehte sich mit ihr. Sie stießen irgend etwas um. Jubilee drehte blitzschnell den Kopf zur Seite und schrie Tonys Namen.
Sofort lag wieder die Hand auf ihrem Mund. Barrington hob sie hoch und trug sie fort.
»Vicky!« schrie Tony Ballard. »Jubilee!«
Doch Jubilee konnte genausowenig antworten wie Vicky. Da sie mit ihrem ersten Biß Erfolg gehabt hatte, biß sie abermals zu.
Prompt ließ Lord Barringtons Hand von ihrem Mund ab. Sie holte sofort tief Luft, doch bevor sie schreien konnte, traf ein Faustschlag ihre Schläfe.
Sie sah Sterne und bunte Kreise. Ein Feuerwerk explodierte vor ihren Augen, doch es hielt nur Sekundenbruchteile an.
Dann wich es einer undurchdringlichen Schwärze. Jubilees Körper erschlaffte. Reglos hing sie in Lord Barringtons Armen.
Der alte Mann hatte es sehr eilig, mit ihr aus dem Salon zu kommen.

***

Ein Motor dröhnte.
Diesel, dachte ich. Gewaltiger Hubraum.
Aber dann begriff ich, daß sich dieses Dröhnen in meinem Schädel befand. Ich richtete mich auf und faßte nach meinen Schläfen. Mir kam vor, mein Kopf wäre so groß wie ein Fesselballon und müsse jeden Augenblick zerplatzen.
Mir ging es miserabel. Ich hatte schwere Gleichgewichtsstörungen, aber ich quälte mich trotzdem hoch. Übelkeit würgte mich. Vielleicht würde ich mich gleich übergeben müssen.

Ich lehnte mich an eine kalte Wand. Es war immer noch finster. Oder konnte ich nur nichts mehr sehen? Hatte man mir die Augen verbunden? Ich tastete mein Gesicht ab. Nein, die Augen waren frei.
Dieser Stromausfall war Barrington sehr gelegen gekommen.
Stromausfall! dachte ich wütend. Barrington!
Das war weder ein unverhoffter Stromausfall gewesen, noch konnten wir es mit den echten Barringtons zu tun gehabt haben.
Mir fiel etwas Besseres ein: Ein Gangstertrio hatte irgendwie Wind von der Geschichte bekommen. Die Barringtons - schwerreiche Leute - erwarteten ihre Enkelin! Da hatten die Verbrecher eingehakt. Reiche Leute lassen sich erpressen, wenn man das richtige Druckmittel besitzt. Und dieses ›Druckmittel‹ war Jubilee. Das Trio ließ die echten Barringtons vorübergehend von der Bildfläche verschwinden, spielte Butler, Lord und Lady und schnappte sich Jubilee.
Eine gute Geschichte.
Aber entsprach sie den Tatsachen?
Ich stand mit hängendem Kopf da und versuchte mich zu sammeln. Ich glaubte, spüren zu können, wie mein Kopf langsam wieder kleiner wurde. Er schien zu seiner gewohnten Größe zu schrumpfen, und dieses lästige Brummen wurde mit der Zeit so leise, daß ich es überhören konnte.
Ich begann mich dafür zu interessieren, wo ich mich befand, und ich konnte unschwer feststellen, daß dies nicht mehr der prunkvolle Salon der Barringtons war, sondern ein Kellerraum, sieben Schritte lang und drei Schritte breit.
Ich kam mir wie in einer Dunkelzelle vor.
Es gab ein kleines, vergittertes Fenster, durch das mir kühle Nachtluft entgegenwehte.
Ich muß raus! dachte ich.
Ich kam fast um vor Sorge um Vicky und Jubilee. Natürlich machte ich mir auch um die echten Barringtons und um deren Butler Sorgen.
Ich nahm an, daß ich sie alle irgendwo in diesem riesigen Haus finden würde. Alle - bis auf Jubilee. Die hatten die Verbrecher meiner Ansicht nach entführt.
Ich hoffte, daß sie sich bald meldeten und ihre Forderung stellten. Sollten die Barringtons nicht bereit sein, das Lösegeld für ihre Enkelin zu bezahlen, würde das Tucker Peckinpah übernehmen, ohne mit der Wimper zu zucken.
Natürlich würde ich später, wenn wir Jubilee wohlbehalten wiederhatten, alles tun, um der Verbrecher habhaft zu werden und dem Industriellen sein Geld wiederzubeschaffen. Aber selbst wenn es mir nicht gelang, würde Peckinpah nicht bankrott sein. Er besaß mehr Geld, als er jemals ausgeben konnte.
Plötzlich rann es mir eiskalt über den Rücken, und meine Kehle

schnürte sich zu.

Mir war etwas ganz Entsetzliches eingefallen: Es gab Verbrecher, die brachten ihr Opfer auf jeden Fall um, damit es sie nicht verraten konnte!

Nein, so etwas durfte ich gar nicht erst denken!

Wie lange war ich ohnmächtig gewesen? Wie lange befand sich Jubilee Barrington schon in der Gewalt des verbrecherischen Trios?

Ich untersuchte die Tür. Sie war rauh und rissig, bestand aus alten Bohlen und war so dick, daß es keinen Sinn hatte, sich dagegenzuwerfen. Das einzige, was ich vielleicht erreicht hätte, wäre gewesen, daß ich mir das Schlüsselbein brach.

Nachdem ich die Tür und den Rahmen gewissenhaft abgetastet hatte, war mir klar, daß es hier kein Entkommen gab.

Und das Fenster war mit dicken Eisenstäben vergittert! Die hätte nicht einmal Arnold Schwarzenegger auseinanderbiegen können.

Dennoch sah ich in dem Fenster meine Chance. Ich holte mein Taschenmesser heraus, klappte die Klinge auf und begann den Mörtel herauszukratzen, der das Eisen festhielt.

Es war langwierig, aber besser, als nichts zu tun. Ich schabte und kratzte unermüdlich, hebelte manchmal kleine Mörtelbrocken hoch, wandte aber niemals zuviel Kraft an, weil ich verhindern wollte, daß die Klinge brach.

Ab und zu rüttelte ich an dem Eisenstab, oder ich schlug mit dem Handballen dagegen. Anfangs tat sich gar nichts, aber dann fing der Stab an zu klappern und verriet mir mit diesem Geräusch - das Musik war für meine Ohren -, daß ich mich auf dem richtigen Weg befand.

Immer mehr gelang es mir, das Eisen zu lockern, und schließlich ließ es sich entfernen.

Zum Glück war ich so schlank, daß ich nicht auch noch einen zweiten Stab entfernen mußte.

Ich kroch durch die Öffnung, bewegte mich wie ein Schlangenmensch, zog, drückte und schob mich vorwärts und hatte es schließlich geschafft.

Eine schwere Last fiel mir von der Seele.

Kaum war ich draußen, da suchte ich schon wieder nach einer Möglichkeit, ins Haus zu gelangen. Ich mußte Vicky suchen. Und die Barringtons. Und den Butler.

Ich nahm nicht an, daß sich noch einer der Verbrecher im Haus befand, und da wegen einer kaputten Fensterscheibe für die Barringtons noch nicht die Welt einstürzte, schlug ich das Glas einer Tür ein, tastete nach dem Riegel, hob ihn an und drehte ihn zur Seite.

Dann zog ich die Tür auf und betrat das Gebäude. Ich befand mich in der Bibliothek. An den Wänden standen weiße Regale mit Hunderten von Büchern.

Wo sollte ich nach Vicky Bonney suchen? Hatte man sie ebenfalls in den Keller geschafft?

Ich begab mich nach unten und rief sie, aber sie antwortete nicht. Mir stand der Schweiß auf der Stirn. Ich rannte den Gang entlang und öffnete jede Tür, an der ich vorbeikam. Auch jene, die in meine Zelle führte. Das tat ich aber nur der Vollständigkeit halber.

Als ich sicher sein konnte, daß sich weder Vicky Bonney noch jemand von den Barringtons im Keller befand, kehrte ich ins Erdgeschoß zurück.

»Vicky!« schrie ich.

Sie werden sie doch nicht auch mitgenommen haben! durchfuhr es mich.

Ich machte überall Licht.

Plötzlich drangen Laute an mein Ohr, wie Geknebelte sie ausstoßen, wenn sie sich bemerkbar machen wollen. Ich fuhr herum. Die Laute kamen durch eine geschlossene Tür, neben der ein Spiegel hing.

Ich ging auf die Tür zu und sah mich im Spiegel. Mein Gesicht kam mir fremd vor. Meine Züge wirkten fahl. Mir fiel die Falle eines Dämons ein, die mir kürzlich beinahe zum Verhängnis geworden wäre.

Schwarze Magie hatte meinem Spiegelbild zu einem gefährlichen Eigenleben verholfen, und es hatte mich angegriffen. Dieser Tony Ballard tat mir nichts. Teufel auch, ich hatte schon mal besser ausgesehen.

Ich wollte an die Tür treten.

Da bemerkte ich im Spiegel eine Hand!

Sie griff nach einem Säbel, der an der gegenüberliegenden Wand hing, nahm ihn vorsichtig ab.

Ich schnellte herum.

Und der Kerl mit dem Säbel drang auf mich ein!

***

Es war Jonathan, der ›Butler‹! Sein Gesicht war haßverzerrt. Er wollte mich töten, versuchte mir mit diesem ersten Hieb gleich den Schädel zu spalten.

Ich duckte mich und sprang zur Seite. Der Säbel verfehlte mich so knapp, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Jonathan wollte mich umbringen, weil es mir gelungen war, mein Gefängnis zu verlassen. Hatte er mich dort unten eingesperrt?

Sie hatten ihn zurückgelassen, damit die Entführung auch ganz bestimmt klappte. Vielleicht sollte er später nachkommen.

Der verdammte Kerl ging aufs Ganze. Er stach und schlug ununterbrochen nach mir, und es war nicht leicht, all seine Angriffe unbeschadet zu überstehen.

Wieder surrte der Säbel haarscharf an mir vorbei. Bevor der Mann erneut ausholen konnte, sprang ich ihn an wie ein Tiger.

Ich stieß seinen Arm gegen die Wand, versuchte ihm den Säbel zu entreißen, aber dieser Mann verfügte über Kräfte, die ich ihm niemals zugetraut hätte.

Es gelang ihm, mich abzuschütteln. Sofort stürzte er sich mit vorgestrecktem Säbel wieder auf mich.

Ich brachte mich vor der langen Klinge in Sicherheit, riß eine Bodenvase hoch und schleuderte sie ihm auf den Arm.

Diesmal verlor er den Säbel. Ich schob die Waffe mit dem Fuß zur Seite und schlug auf den Butler ein.

Es waren einige Treffer dabei, die sich mehr verdient hätten als ein böses Knurren und ein unwilliges Kopfschütteln. Was machte den Mann so widerstandsfähig?

Mich traf die Erkenntnis mit der Wucht eines Keulenschlages, und alles, was ich mir bisher überlegt hatte, paßte auf einmal nicht mehr zusammen.

Die Situation kehrte sich völlig um.

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen.

Der Mann, der mich umbringen wollte, war von dämonischen Kräften besessen!

***

Jonathan wollte mein Leben. Um jeden Preis!

Besessen! Er war besessen! Ich bemerkte es jetzt erst an seinen Augen, und mir war, als würde mich jemand mit Eiswasser übergießen, als mir klar wurde, daß sich der gleiche Ausdruck in den Augen der Barringtons befunden hatte.

Es gab keine Verbrecher, die die Barringtons gespielt hatten. Der Lord und die, Lady hatten sich selbst gespielt! Ein Dämon mußte vor uns hier gewesen sein. Er hatte den Willen der alten Leute ausgeschaltet und sie zu seinen Werkzeugen gemacht.

Nach wie vor nahm ich an, daß Jubilee entführt worden war, aber nicht von Gangstern, um die Barringtons zu erpressen, sondern von den Barringtons, um mich zu erpressen!

Sie hatten Jubilee im Auftrag eines Dämons gekidnappt.

Es war nicht verwunderlich, daß ich an Cantacca dachte. Aber was wollte er von mir fordern?

Ich wußte nicht mehr, was ich von all diesen Dingen halten sollte. Alles war so schrecklich verworren. Ich blickte einfach nicht mehr durch.

Rasend schnell durchtobten mich die vielen Gedanken, und ich handelte fast augenblicklich. Wenn Jonathan besessen war, konnte er nichts für seine Taten. Sein Wille war ausgeschaltet. Er führte Befehle

aus. Er würde das so lange tun, bis ich ihn von dem dämonischen Einfluß befreit hatte.

Haßerfüllt griff er mich wieder an. Ich riß mein silbernes Feuerzeug aus der Tasche und drückte auf einen bestimmten Knopf.

Aus dem Feuerzeug wurde ein Flammenwerfer. Die magische Feuerlohe war einen Meter lang und stach dem Besessenen hell entgegen.

Jonathan prallte zurück. Er spürte die Kraft, die in der Flamme steckte, und hatte Angst davor. Panik verzerrte sein Gesicht. Er blickte sich gehetzt um, versuchte zu fliehen, doch das ließ ich nicht zu.

Ich trieb ihn in die Enge. »Was wird hier gespielt?« herrschte ich ihn an.

Er starrte entsetzt in die Flamme und preßte sich zitternd gegen die Wand.

»Rede, sonst kriegst du das magische Feuer zu spüren!« sagte ich schneidend.

Er schüttelte verstört den Kopf und stöhnte.

»Wessen Befehle führst du aus?« wollte ich wissen.

»Ich kenne seinen Namen nicht«, krächzte Jonathan.

Das glaubte ich ihm. Er hatte im Moment viel zu große Angst, um zu lügen. Der Name des Dämons, der hier die Fäden zog, war mir jetzt nicht so wichtig.

Ich würde ihn später erfahren, dessen war ich mir sicher. Wichtiger war mir, zu hören, wohin Jubilee verschleppt worden war.

»Wo ist Jubilee?« fragte ich den Besessenen scharf.

Er wollte es nicht verraten. Ich brachte die magische Flamme näher an sein Gesicht heran. Er schrie verzweifelt auf. »Lord und Lady Barrington haben ihre Enkelin fortgebracht!« zischte ich. »Wohin?«

Jonathan schüttelte den Kopf. »Sie ist nicht ihre Enkelin.«

Ich riß verdattert die Augen auf. »Was sagst du da? Sie ist keine Barrington?«

»Nein. Das Ganze ist ein großes Lügengespinst. Ersonnen von jenem Dämon, um Jubilee in seine Gewalt zu bekommen.«

Es gab schon wieder eine Erschütterung.

Und mein ganzes schönes Kartenhaus stürzte ein!

***

Das ging ja Schlag auf Schlag. Die unliebsamen Überraschungen nahmen kein Ende. Ein Dämon hatte einen großangelegten Schwindel inszeniert, auf den wir prompt hereingefallen waren.

Lord und Lady Barrington waren nicht Jubilees Großeltern! Die Eltern des Mädchens waren vielleicht noch gar nicht tot. Wenn wir das alles hinter uns hatten, mußte Tucker Peckinpah die Suche nach Jubilees Eltern wieder ankurbeln.

Wenn wir's heil hinter uns brachten!
»Wohin bringen die Barringtons das Mädchen?« wollte ich ungeduldig wissen.
Jonathan wollte nicht reden. Er bekam kurz die magische Flamme zu spüren und brüllte wie auf der Folter. »Fog Forest!« schrie er. Seine Stimme überschlug sich. »Fog Forest!«
»Wo ist das?« fragte ich.
»Das ist der Wald, der hinter Saxton beginnt«, beeilte sich der Besessene zu sagen.
»Warum in den Wald?« fragte ich. »Erwartet der Dämon sie da?«
»Ja.«
»Wo?«
»Im Haus der Silentis.«
»Wo ist das?« wollte ich wissen.
Jonathan sagte es mir.
Ohne daß er es bemerkte, holte ich einen meiner silbernen Wurfsterne aus der Tasche. Dann ließ ich den Knopf am Feuerzeug los, und die Flamme erlosch. Sofort bekam das Böse wieder Oberwasser und veranlaßte den Butler, mich erneut zu attackieren. Mit einem markerschütternden Wutschrei stieß er sich von der Wand ab und katapultierte sich mir entgegen.
Aber ich ließ ihm keine Chance, sondern preßte ihm den Silberstern blitzschnell auf die schweißnasse Stirn. Wie vom Blitz getroffen brach er zusammen. Er regte sich nicht mehr. Da er in wenigen Augenblicken zu sich kommen und von nichts wissen würde, begab ich mich erneut zu jener Tür, die ich vorhin öffnen wollte.
Ich rammte die Tür auf, sah aber Vicky Bonney nicht.
»Vicky!« rief ich.
Sie meldete sich aus einer Teppichrolle, die rechts neben der Tür lag. Ich rollte den Teppich hastig auf. Man hatte Vicky nicht gefesselt, hatte ihr lediglich einen dicken Knebel zwischen die Zähne geschoben, von dem ich sie jetzt befreite.
»Tony!« stöhnte sie.
»Bist du okay?« wollte ich wissen.
Sie nickte. »Wo ist Jubilee?«
»Entführt«, sagte ich mit belegter Stimme, und dann berichtete ich ihr all das, was ich vor wenigen Sekunden erfahren hatte. Sie kam ebenfalls nicht aus dem Staunen heraus.
»Der Lord und die Lady werden Jubilee dem Dämon übergeben«, sagte Vicky.
»Und er wird sich möglicherweise auf seine spezielle Weise erkenntlich zeigen«, sagte ich.
»Indem er… sie tötet?« fragte Vicky stockend.
»Sagen wir, man kann das nicht mit Sicherheit ausschließen«, gab ich

zurück.

Vicky lehnte sich gegen mich. »Ich habe Angst«, flüsterte sie. »Angst um Jubilee und um die Barringtons.«

»Die letzte Karte ist in diesem Spiel noch nicht ausgespielt«, knirschte ich. »Wir wissen, wo Jubilee ist und werden sie uns wiederholen.«

»Wir kennen unseren Gegner nicht, wissen nicht, wie gefährlich er ist«, gab Vicky zu bedenken.

»Er kann noch so stark sein, ich scheue mich nicht, ihm Jubilee wieder wegzunehmen. Für Jubilee bin ich bereit, selbst das größte Risiko auf mich zu nehmen«, sagte ich.

Draußen stöhnte Jonathan. Ich begab mich zu ihm. Er sah mich verwirrt an. »Darf ich fragen, wer Sie sind, Sir?« Er erhob sich schwerfällig, faßte sich benommen an die Stirn.

»Mein Name ist Tony Ballard. Ich bin Privatdetektiv«, gab ich über meine Person Auskunft. Meine Freundin erschien. »Und das ist Miß Vicky Bonney«, sagte ich.

Er schien den Namen schon einmal gehört zu haben. »Die Schriftstellerin?« fragte er unsicher.

»Genau die«, bestätigte ich.

Er sah den Säbel auf dem Boden liegen, und ihm fiel auf, daß seine Kleidung in Unordnung war. Er wollte wissen, was geschehen war. Ich versuchte es ihm so schonend wie möglich beizubringen.

Dazu war es erforderlich, daß ich auch einen ganz kurzen Abriß von Jubilees Geschichte erzählte. Aber ich sprach nicht von Cantacca und Coor, sondern machte daraus eine gewöhnliche Entführung.

Wie nicht anders zu erwarten, erfuhren wir im Gegenzug von Jonathan, daß die Barringtons zwar einen Sohn und eine Schwiegertochter gehabt hatten, die mit vierzig Jahren bei einem Autounfall ums Leben kamen, aber deren Ehe war kinderlos geblieben.

Die Barringtons hatten niemals eine Enkelin namens Jubilee gehabt. Also konnte das Mädchen vor dreizehn Jahren auch nicht von hier entführt worden sein. Doch das war ja inzwischen nicht mehr neu.

Ich fuhr mit dem fort, was wir erlebt hatte, und jetzt mußte ich zwangsläufig den Dämon erwähnen und über die Besessenheit von Jonathan und den Barringtons sprechen.

Der Butler verstand zwar jedes Wort, aber er schien den Sinn nicht zu begreifen. Fassungslos starrte er mich an. Er sollte versucht haben, mich mit dem Säbel umzubringen? Er sollte bei einer Entführung mitgeholfen haben? Er sollte einer bösen Macht gedient haben?

Ich hatte Verständnis dafür, daß das jetzt unmöglich alles in seinen Kopf hineinging. Dafür würde er sehr, sehr viel Zeit brauchen. Vielleicht würde er es auch nie glauben.

Lady Amanda und Lord Broderick - Kidnapper!

Das war etwa genauso, als hätte ich ihm einzureden versucht, die

Queen hätte eine Bank überfallen.
»Wer sind die Silentis?« fragte ich den Butler.
Er sah mich entgeistert an. »Woher haben Sie diesen Namen?«
»Sie haben ihn mir genannt«, antwortete ich.
»I-c-h-?« dehnte er perplex.
»Die Barringtons bringen Jubilee nach Fog Forest«, sagte ich. »Das habe ich von Ihnen. In das Haus der Silentis. Dort erwartet sie der, der die Entführung befohlen hat. Würden Sie mir jetzt bitte verraten, wer die Silentis sind?«
»Vampire«, sagte Jonathan.
Mir war, als würde man mir den Boden unter den Füßen wegziehen.

***

Vampire! Die Silentis waren Blutsauger! Und die Barringtons brachten Jubilee in ihr Haus! Meine Kopfhaut spannte sich schmerzhaft.
»Wie viele gibt es?« wollte ich mit bangem Herzen wissen.
»Nur noch einen, sagt man«, antwortete Jonathan.
Merkwürdig. Was ich ihm erzählt hatte, hatte er beinahe nicht geglaubt. Aber er sprach von Vampiren, als wäre es eine Selbstverständlichkeit, daß solche Wesen existierten.
Vielleicht waren die Silentis so etwas wie die Attraktion von Saxton, ähnlich wie das Schloß von Graf Dracula in den Karpaten. So nach dem Motto: »Was Sie haben noch keinen Vampir gesehen? Dann müssen Sie unbedingt nach Saxton kommen.«
Ich hätte sehr gern auf eine solche Begegnung verzichtet. Vampire waren verdammt gefährliche Gegner. Wenn ihre Blutgier erwachte, waren sie nicht mehr zu bremsen.
Jubilee in den Händen eines Vampirs, das war eine sehr unangenehme Vorstellung.
»Er heißt Chelo Silenti«, sagte der Butler. »Seine Mutter, Vera Silenti, wurde vor genau zweihundert Jahren von den McGraws vernichtet. Sie haben ihr das Herz aus der Brust geschnitten. Seither wohnt Chelo Silenti allein in diesem unheimlichen Haus im Fog Forest.«
Ich fragte mich, ob er für die Besessenheit des Butlers und der Barringtons verantwortlich war.
Für gewöhnlich ›arbeiteten‹ Vampire nicht so, aber das hieß nicht, daß es nicht auch Ausnahmen geben konnte.
Doch Jonathan hatte in seiner Besessenheit davon gesprochen, daß ein Dämon im Haus der Silentis auf die Barringtons und Jubilee warten würde.
Mit anderen Worten, es gab nicht nur Chelo Silenti in dem Haus im Fog Forest, sondern auch noch einen zweiten Schwarzblütler.
Jonathan wußte nicht, ob es überhaupt jemanden in Saxton gab, der

Chelo Silenti schon einmal gesehen hatte. Er hatte uns nur erzählt, was man über die Silentis sprach, ohne selbst daran zu glauben.

Nun, bei meiner Erfahrung war ich nur allzu gern bereit, jedes Wort davon zu glauben. Immer wieder kreuzten Vampire meinen Weg. Diese unsympathische, bluthungrige Brut würde wohl niemals auszurotten sein.

***

Sie war entschlossen, den Fluchtversuch zu wagen.

Als Jubilee zu sich kam, verriet ihr das Rütteln und Schaukeln, das sie spürte, daß sie sich in einem Auto befand.

Sie öffnete die Augen und richtete sich auf. Lady Amanda Barrington lenkte das Fahrzeug. Der Lord saß neben Jubilee im Fond. Er riet dem Mädchen, sich ganz ruhig zu verhalten.

»Was… was habt ihr mit mir vor?« fragte Jubilee verwirrt.

»Das wirst du bald sehen«, antwortete Lord Broderick Barrington.

»Was ist passiert? Wo sind Vicky Bonney und Tony Ballard?« wollte Jubilee wissen.

»Die sind gut aufgehoben«, sagte der Lord grinsend. »Jonathan paßt auf sie auf.«

»Ihr gemeinen Banditen! Wer seid ihr wirklich?«

»Lord und Lady Barrington.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Jubilee entschieden.

»Das stört uns nicht«, sagte der besessene Lord.

»Was ihr tut, ist eine glatte Entführung!« rief Jubilee anklagend. »So etwas würden die echten Barringtons niemals machen. Ich sehe keinen Sinn darin. Warum sollten mich meine Großeltern entführen?«

Lord Broderick Barrington sah sie eiskalt an. Jubilee erschauerte bei diesem Blick. »Wir sind nicht deine Großeltern. Du bist keine Barrington. Mag der Teufel wissen, wessen Balg du bist. Unserer Familie entstammst du jedenfalls nicht.«

Jubilee war verdutzt. »Aber…«

»Schwindel«, sagte Lord Barrington triumphierend. Er wirkte so stolz, als hätte er die Idee dazu gehabt. »Alles Schwindel. Inszeniert, um deiner habhaft zu werden.«

Jubilees Herz wurde von einer frostigen Furcht jäh zusammengepreßt. »Wer will mich haben?« fragte sie krächzend. »Zu wem bringt ihr mich?« Kalte Schweißtröpfchen glänzten auf ihrer Stirn. »Ist es… ist es… Cantacca?«

Der Lord schwieg, denn er kannte den Namen des Dämons nicht, für den er diese Handlangerdienste ausführte.

Cantacca! Dieser Name ließ Jubilee nicht mehr los. Er hatte sie vor dreizehn Jahren von der Erde fortgeholt und wollte sie, als sie siebzehn war, zu seiner Gefährtin machen. Eine Dämonenhochzeit war

geplant gewesen, und Jubilee hätte davor die Dämonenweihe empfangen sollen.

Es war ihr gelungen, zu fliehen, und Tony Ballard und seine Freunde hatten sie gerettet, aber Cantacca hing wie ein Damoklesschwert über ihr.

Er konnte jederzeit auftauchen und sie sich wiederholen. War er nun gekommen? Befand sie sich auf dem Weg zu ihm? Seine Strafe würde grausam sein.

Jubilee hatte gräßliche Angst davor. Sie wollte nicht zurück nach Coor. Sie wollte nicht Cantaccas Gefährtin werden. Alles in ihr lehnte sich gegen ein solches Schicksal auf.

Lieber sterbe ich! dachte sie verzweifelt. Ich werde auf jeden Fall bei der ersten Gelegenheit, die sich mir bietet, fliehen. Sollte mir die Flucht nicht gelingen, bin ich bereit, mein Leben zu lassen. Ich möchte Cantacca auf keinen Fall lebend in die Hände fallen. Das wäre zu schrecklich für mich.

Sie blickte aus dem Fenster.

Lady Armanda Barrington lenkte den Weg durch einen gespenstischen, unwirklich anmutenden Nebelwald.

Die Fahrt dauerte nur noch wenige Minuten. Jubilees Spannung wuchs.

Ein unheimliches Haus schälte sich aus dem Nebel. Um hier zu wohnen, braucht man gewiß sehr viel Mut, durchzuckte es Jubilee. Oder man muß einen bösen Kern in sich tragen.

Lady Amanda Barrington hielt auf das düstere Gespensterhaus zu. Jubilee war entschlossen, da nicht hineinzugehen. Sobald der Wagen anhielt, würde sie ihr Glück versuchen.

Sie würde aus dem Fahrzeug springen und um ihr Leben rennen. Sie würde so lange laufen, bis die Kräfte sie verließen!

Himmel, flehte sie im Geist. Steh mir bei!

Ihre Handflächen waren feucht. Sie zitterte. Die Flucht mußte gelingen, sonst war sie verloren. Voller Ungeduld wartete sie.

Endlich nahm die Lady den Fuß vom Gaspedal. Der Wagen fuhr langsamer. Lady Amanda Barrington steuerte ihn auf eine graue Treppe zu. Jubilees Herz schlug bis zum Hals hinauf.

Es war ihr gelungen, Cantacca davonzulaufen. Es würde ihr auch gelingen, den Barringtons zu entkommen.

Sie krallte sich an diese Hoffnung.

Kurz bevor der Wagen anhielt, griff Lord Broderick Barrington nach Jubilees Handgelenk. Seine Finger schlossen sich darum wie Stahlklammern.

Diese Kraft hätte man dem alten Mann nicht zugetraut. Jubilee erschrak zutiefst, denn der Mann hielt sie so fest, daß sie sich außerstande sah, sich von seinem Griff zu befreien.

Sie schaute ihn an und erschrak abermals. Er grinste gemein. Hatte er ihre Absicht durchschaut? War er in der Lage, anderer Menschen Gedanken zu lesen? Oder war er einfach nur vorsichtig?

Der Wagen blieb stehen. Jubilee hätte am liebsten losgeheult, so wütend und enttäuscht war sie. Lord Broderick Barrington öffnete die Tür auf seiner Seite.

Jubilee wollte die Tür auf ihrer Seite öffnen, doch der Lord sagte: »Wir steigen hier aus.«

Jubilee mußte gehorchte, denn der alte Mann ließ sie nicht los. Sie war verzweifelt. So sehr hatte sie auf eine Chance gehofft, doch es gab keine.

Die Lady stieg aus und war bereit, Jubilee in Empfang zu nehmen. Wenn sie das Mädchen erst einmal beide festhielten, war an eine Flucht überhaupt nicht mehr zu denken.

Jubilee rutschte über die weich gepolsterte Sitzbank. Ihre Nervenstränge waren in diesem Moment bis zum Zerreißen angespannt. Sie hoffte, mit einem Trick freizukommen.

Jetzt streckte sie ihre Beine nach draußen und stand auf. Gleichzeitig tat sie so, als würde sie auf dem uneben Boden umkippen, und sie stieß einen Laut aus, der Schmerz und Erschrecken ausdrücken sollte.

Sie sackte nach unten, und als sich der Griff um ihr Handgelenk geringfügig lockerte, riß sie den Arm zurück und war frei.

Frei!

Bevor sie herumschnellte, um das Weite zu suchen, gab sie dem Lord noch rasch einen Stoß. Er fiel gegen seine Frau und fluchte gotteslästerlich.

Nun mußte Jubilee zeigen, daß sie schnell und ausdauernd laufen konnte. Sie sauste los, am Kofferraum des Wagens vorbei. Sie kannte sich nicht aus in diesem Wald, und der Nebel war ein zusätzliches Handikap. Aber sie hatte erst mal ihre Freiheit wieder, und daraus wollte sie das Beste machen.

Die Barringtons versuchten sie zu kriegen, doch Jubilee entzog sich ihrem Zugriff. Sie rannte nur ein paar Meter die verwilderte Straße entlang, dann schwenkte sie ab und lief wie ein gehetztes Reh durch den Wald.

Sie schlug Haken, stolperte über Wurzeln, sprang über Gräben. Blätter klatschten ihr ins Gesicht, manchmal schmerzte es. Aber der schlimmste Schmerz war nichts gegen das, was sie erwartete, wenn sie Cantacca wieder in die Hände fiel.

Es wurde für sie zur fixen Idee, daß er diese Entführung veranlaßt hatte, und sie glaubte plötzlich auch den Grund zu kennen, wieso diese alten Leute so unbegreiflich stark waren: Dämonenkraft steckte in ihnen! Sie mußten vom Bösen besessen sein!

Sie konnten genauso schnell laufen wie Jubilee.

Normalerweise wären sie dazu nicht in der Lage gewesen. Der Altersunterschied war zu groß, aber die Kraft des Bösen überbrückte diese Kluft.

Jubilee gelang es nicht, die Verfolger abzuhängen. Dicht blieben ihr die Lady und der Lord auf den Fersen. Sie begriff, daß Laufen allein nichts nutzte. Sie mußte die Besessenen erneut austricksen.

Es mußte ihr gelingen, sich zu verstecken. Es war finstere Nacht, und manchmal war der Nebel so dicht, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte.

Da mußte es doch möglich sein, sich ganz schnell irgendwo zu verstecken! Schon längst hatte Jubilee die Orientierung verloren. Ihr war es egal, wohin sie lief. Hauptsache sie lief überhaupt noch, denn solange sie das tat, war sie frei.

Weiter! Schneller! schrie es in ihr.

Sie hörte den Lord und die Lady durch das Unterholz brechen. Die beiden wollten sie in die Zange nehmen. Jubilee rannte geradeaus und wandte sich unvermittelt scharf nach links.

Nach etwa dreißig Schritten wandte sie sich noch einmal nach links, und dann lief sie, so schnell sie konnte. Sie holte alles aus sich raus, für ungefähr hundert Meter.

Dann warf sie sich auf den Boden und rührte sich nicht. Ihre Lungen pumpten wie Blasebälge. Sie befürchtete, sich mit dem heftigen Atmen zu verraten, aber sie mußte atmen, tat es mit weit offenem Mund.

Lady Amanda Barrington und ihr Mann rannten ein Stück weiter, blieben jedoch sehr bald stehen und kehrten um. Jubilee hörte die Geräusche, die sie verursachten.

Die Besessenen versuchten nicht leise zu sein. Sie kamen näher. Jubilee hätte sich am liebsten in den Waldboden eingebuddelt. Sollten die Besessenen sie entdecken, würde sie aufspringen und die Flucht fortsetzen.

Aber es würde dann eine sinnlose Flucht sein, denn Jubilee spürte, wie stark sie abgebaut hatte. Sehr viel Kraft stand ihr nicht mehr zur Verfügung. Sie hatte sich vorhin zu stark verausgabt. Mit einem solchen Problem hatten die Besessenen nicht zu kämpfen, denn die Kraft des Bösen machte sie unermüdlich.

Immer näher kamen die beiden, und Jubilee wünschte sich, sich in einem Maulwurf verwandeln zu können.

Lady Amanda blieb stehen. Ihr Mann ging zwei Schritte weiter. Noch einmal zwei Schritte - nur noch zwei Schritte - und er hätte Jubilees Beine entdeckt.

Aber da blieb auch er stehen und blickte sich suchend um. Obwohl es ihr sehr schwer fiel, atmete Jubilee nicht. Das war eine entsetzliche Tortur, aber ihr Leben hing davon ab!

Die Barringtons entfernten sich, und endlich durfte es Jubilee wieder

wagen, zu atmen. Sie hechelte, schluckte, hechelte wieder. Die Barringtons entfernten sich jetzt sehr schnell.

Da aber zu befürchten war, daß sie wiederkamen, wollte sich Jubilee in entgegengesetzter Richtung absetzen.

Als sie sich erhob, bemerkte sie erst in vollem Umfang, wie fertig sie war. Sie lief nicht, ging nicht, sondern schlich. Auf diese Weise kam sie zwar nicht schnell vorwärts, aber kräfteschonend und so gut wie lautlos.

Obwohl sich die Distanz zwischen ihr und den Barringtons immer mehr vergrößerte, saß ihr die Angst im Nacken. Es war schon lange her, daß sie so sehr um ihr Leben bangen mußte. Ein scheußliches Gefühl war das.

Mit jedem Schritt, den sie zurücklegte, begann die Zuversicht zu wachsen. Sie redete sich ein, daß sie es schaffen würde.

Du kommst raus aus diesem unheimlichen Nebelwald, sagte sie sich. Du findest zurück nach Saxton.

Sie war entschlossen, zur Polizei zu gehen und um Hilfe zu bitten. Aber würde man ihr glauben, daß ihre Freunde Vicky Bonney und Tony Ballard im Haus der Barringtons gefangen gehalten wurden? Würde man ihr abkaufen, daß sie von den Barringtons gekidnappt worden war? Würde man sie nicht, wenn sie solch ungeheuerliche Behauptungen aufstellte, für verrückt halten?

Sie zerbrach sich darüber noch nicht den Kopf, denn im Moment war sie noch lange nicht in Sicherheit. Hinter jedem Baum, jedem Strauch konnte eine neue Gefahr lauern.

Die Barringtons konnten ihre Spur wiedergefunden haben. Cantacca konnte hier irgendwo warten.

Eine Hand legte sich plötzlich auf ihre Schulter. Jubilees Herzschlag setzte aus. Sie fuhr herum und blickte in das blasse Gesicht eines - Vampirs!

***

Chelo Silenti hatte sich an der Jagd beteiligt. Er kannte sich hier besser aus als die Barringtons. Es war sein Wald! Und er war der bessere Jäger. Die Barringtons hatten nicht annähernd seine Erfahrung, deshalb war ihm gelungen, was sie nicht geschafft hätten: Er hatte Jubilee gestellt.

Nun hätte er sie überwältigen und zu Terence Pasquanell bringen müssen. Zunächst wollte er das auch tun, aber dann überkam ihn urplötzlich die Blutgier.

Dieses Mädchen war so jung, so unverbraucht. Chelo Silenti konnte sich nicht beherrschen.

Seine blutunterlaufenen Augen starrten Jubilee gierig an. Er bannte sie mit seinem Blick und zerstreute ihren Willen, die Flucht

fortzusetzen oder sich zu wehren.

Er wollte ihr mit seinem starren, hypnotischen Blick auch die Angst nehmen. Sie sollte sich ihm völlig entkrampft hingeben.

Jubilee merkte, was mit ihr passierte. Weich und locker wurde sie, und sie fühlte sich auf eine unerklärbare Weise zu diesem bleichen Mann hingezogen.

Sie wußte, daß seine Umarmung Verderben bedeutete, begann sich aber dennoch zu wünschen, daß er seine Arme um sie legte.

Aber völlig vermochte der Blutsauger ihren Willen nicht auszuschalten. Ein kleines Fünkchen Vernunft blieb ihr erhalten. Es fing plötzlich an zu glosen, und als der Unbote sie an sich ziehen wollte, brach in Jubilee ein wildes Feuer aus.

Sie schrie und wehrte sich.

Sie schlug mit ihren Fäusten auf ihn ein, trommelte gegen seine Brust, traf aber auch sein fahles Gesicht. Er grub seine Finger in ihre Schultern. Sein Griff war schmerzhaft. Jubilee schluchzte auf und setzte alles daran, um freizukommen.

Aber der Vampir war stark, und die Gier verlieh ihm zusätzliche Kräfte. Er stieß das wie von Sinnen um sich schlagende Mädchen gegen den breiten Stamm eines alten Baumes und hielt ihre Arme fest.

Jubilee konnte sich kaum noch bewegen. Sie trat nach den Beinen des Blutsaugers, aber das spürte er nicht. Jubilee befand sich am Rande einer Hysterie.

Sie hatte mit Cantacca als Drahtzieher gerechnet, dabei war es dieser Vampir. Er hatte die Barringtons angestiftet, ihm ein Opfer zu besorgen. Aber war der Aufwand dafür nicht etwas übertrieben?

Das Gesicht des Vampirs kam näher.

Sein Mund öffnete sich.

Jubilee sah die tödlichen Hauer. Eisiges Grauen schüttelte das unglückliche Mädchen. Sie konnte nicht mehr kämpfen.

Sie war gezwungen, aufzugeben.

Der Vampir würde bekommen, was er wollte. Jubilee konnte ihn nicht mehr daran hindern. Sein graues Gesicht streifte ihre schweißnasse Wange.

Sie war dem Tod jetzt schon sehr nahe, wurde ruhig, war gefaßt. Was hatte es jetzt noch für einen Sinn, sich zu wehren…?

Sie spürte seine Lippen an ihrem Hals, auf dem ebenfalls Schweiß klebte. Die Lippen waren hart und kalt. Eiseskälte kroch in Jubilees Glieder, und sie schloß mit ihrem Leben ab.

Die nadelspitzen Zähne kratzten über ihre salzig schmeckende Haut. Sie schloß die Augen und wartete.

Jetzt, dachte sie. Jetzt!

***

Jonathan hatte uns alles gesagt, was er wußte. Nun war es wichtig für uns, so rasch wie möglich das Haus der Silentis zu erreichen. Ehrlich gesagt, mir wäre es lieber gewesen, wenn Vicky hiergeblieben wäre, aber dazu war sie mit Sicherheit nicht zu bewegen.

Sie war ein tapferes Mädchen und besaß einen bewundernswerten Mut. Sie konnte auch kämpfen. Ich hatte ihr viele Tricks beigebracht, und wenn ich nicht auf der Hut war, schlug sie mich praktisch mit meinen eigenen Waffen. Dennoch setzte ich meine Freundin nicht gern einer Gefahr aus. Aber es ging um Jubilee, und Vicky sah sich als deren mütterliche Freundin oder Schwester. Wie auch immer - wenn jemand sich an Jubilee vergriff, sah Vicky Bonney rot.

Ich würde sie also mitnehmen müssen.

Der Butler sah mich besorgt an. »Was wird aus Lord und Lady Barrington? Sie können für Ihre Taten - wenn man Ihren Worten Glauben schenken soll - genauso wenig wie ich.«

»Ich werde versuchen, auch sie vom Bann des Bösen zu befreien und wohlbehalten hierher zurückzubringen«, versprach ich.

Jonathan sagte etwas, das vor kurzem noch nicht über seine Lippen gekommen wäre: »Ich drücke Ihnen die Daumen, Mr. Ballard.«

Ich nickte.

»Komm«, sagte ich zu Vicky. »Wir gehen.«

Wir verließen das riesige Haus der Barringtons.

Es war mir immer noch unbegreiflich, daß wir so total auf diesen verdammten Schwindel hereingefallen waren.

So leicht war es also, uns an der Nase herumzuführen. Der dämonische Drahtzieher hatte alle getäuscht: Die Detektive, die für Tucker Peckinpah arbeiteten, den Industriellen, uns… Niemandem wäre es auch nur im entferntesten in den Sinn gekommen, eine Falle zu wittern.

Und das Schlimmste daran war, daß so etwas immer wieder passieren konnte. Dagegen würden wir nie ganz gefeit sein. So gut konnten wir uns gar nicht schützen.

Ich öffnete für Vicky Bonney den Wagenschlag. Sie stieg ein. Ich gab der Tür einen leichten Stoß, und sie fiel mit einem satten Geräusch ins Schloß.

Wenn ich daran dachte, wie wir hier angekommen waren…

Wie grundlegend sich die Situation doch geändert hatte.

Ich ging um den Rover herum und schwang mich hinter das Steuer. Jonathan hatte mir den Weg durch Fog Forest so genau beschrieben, daß ich das Haus der Silentis nicht verfehlen konnte.

Ich startete den Motor und schaute Vicky an.

»Ich habe Angst, wir kommen zu spät, Tony«, sagte sie leise.

Ich legte meine Hand auf ihren Arm. »Es wird alles gut. Wir holen uns unseren Prä-Welt-Floh wieder«, sagte ich, aber ich hatte dabei

einen gallbitteren Geschmack im Mund.

***

Als Chelo Silenti zubeißen wollte, traf ihn ein gewaltiger magischer Schlag, der ihn aufbrüllen ließ und zu Boden schleuderte. Jubilee riß die Augen auf. Wer hatte dem Vampir einen solchen Schmerz bereitet? Silenti lag zitternd auf dem Boden. Stromstöße schienen durch seinen Körper zu rasen. Seine verrenkten Glieder zuckten heftig. Er winselte um Gnade.

»Ich habe die Beherrschung verloren!« schrie er. »Sie ist so ein junges Geschöpf, und ich habe Hunger!«

Zu wem sprach er? Jubilee konnte niemanden sehen. Sie blickte sich aufgeregt um. Es mußte jemanden geben, dem der Vampir kräftemäßig nicht das Wasser reichen konnte. Wer war das? Cantacca?

Die unsichtbare Kraft ließ von dem Blutsauger ab. Chelo Silenti wagte aber nicht, sich zu erheben. Ängstlich starrte er in den Nebel. Für den anderen schien es keine Schwierigkeiten darzustellen, den Vampir zu vernichten.

»Du Narr!« kam es zornig aus dem Nebel. »Du weißt doch, wozu wir das Mädchen brauchen!«

»Ich… konnte mich nicht beherrschen«, stöhnte Chelo Silenti. »Es tut mir leid. Es wird nicht wieder passieren.«

»Steh auf!« befahl ihm die Stimme.

Der Vampir erhob sich augenblicklich. Jubilee hörte das Schleifen von Blättern. Zweige knackten, und das Knirschen von Schritten geisterte durch die neblige Nacht.

Doch erst kamen die Barringtons. Sie traten zwischen zwei Bäumen hervor und schienen sehr zufrieden, daß Jubilee die Flucht nicht geglückt war.

Mit wachsender Spannung wartete Jubilee darauf, daß die Blätter sich nochmals teilten, die jetzt schon sehr heftig zitterten.

Im nächsten Moment schnellten sie auseinander.

Jubilee hielt die Luft an. Er versteht es, seinen Auftritt spannend zu gestalten, dachte sie.

Und dann sah sie das bärtige Gesicht eines bulligen Mannes. Sie wußte, wer das war. Es handelte sich zum Glück nicht um Cantacca. Zum Glück? Hatte sie das soeben gedacht? Nun, es war genauso gefährlich, sich in Terence Pasquanells Gewalt zu befinden!

***

Der Mann mit den Augen des Todes trat vor sie hin. »Ich sollte dich für deinen Fluchtversuch bestrafen«, knurrte er.

Jubilee wußte, was Pasquanell mit seinen magischen Augen anstellen konnte, und sie befürchtete, daß er ihr seine Stärke demonstrieren würde, doch er verzichtete darauf. Er befahl den Barringtons, das

Mädchen zu ergreifen und in Silentis Haus zu bringen. Die beiden griffen sofort zu, und diesmal war ein Entkommen unmöglich.

Jubilee wehrte sich nicht. Es hätte sie nur unnütz Kraft gekostet. Folgsam ging sie mit den Besessenen. Hinter ihr schritten Terence Pasquanell und der Vampir durch den Nebelwald.

Sie erreichten das Haus der Silentis. Jubilee wollte wissen, wozu Pasquanell das alles inszeniert hatte, und er verriet es ihr.

Das war es also: Sein Herz wollte er wiederhaben, und er wollte Tony Ballard zwingen, es herauszugeben, damit man damit keine weißmagischen Versuche anstellen konnte, die es ihm unmöglich machten, auf der Seite des Bösen zu bleiben.

Pasquanell, der sich im Haus der Silentis umgesehen hatte, ließ Jubilee von den Barringtons an Händen und Füßen fesseln. Er hatte einen Schacht entdeckt, den man fluten konnte.

Dorthin mußten die Barringtons das Mädchen tragen. Pasquanell öffnete einen schweren Holzdeckel, und Jubilee blickte voller Entsetzen in den runden schwarzen Schlund, der kein Ende zu nehmen schien.

»Hier werden wir dich erst einmal unterbringen«, sagte Terence Pasquanell.

Er trug den Barringtons auf, das Mädchen an einen dicken Balken zu binden. Es gab keine willigeren Werkzeuge als diese beiden. Jeden Befehl führten sie unverzüglich aus.

Auf sein Geheiß legten sie den Balken über die Öffnung, und dann trat Pasquanell grinsend vor und gab Jubilee unvermittelt einen Stoß. Sie stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte in die Tiefe.

Terence Pasquanell schien ihr Entsetzen großartig zu amüsieren, denn er brach in schallendes Gelächter aus.

Nach einem kurzen Fall kam ein schmerzhafter Ruck. Der Strick hatte sich surrend gespannt, und ihr waren die Arme hochgerissen worden.

So hing sie da - im Haus eines Vampirs - eine Ungewisse Zukunft vor Augen… Wahrscheinlich würde Terence Pasquanell sie den Vampiren überlassen, wenn alles geregelt war…

War das nicht noch viel schlimmer als der Tod?

***

Das grelle Licht meiner Scheinwerfer fraß sich durch Saxton. Wir kamen am Friedhof vorbei, und sobald wir Fog Forest erreichten, konnte ich nicht mehr mit dem Fernlicht fahren. Ich mußte abblenden, denn der dichte Nebel aus winzigen Wassertröpfchen reflektierte das Fernlicht so stark, daß ich kaum noch etwas sehen konnte. Mit dem Abblendlicht ging es besser, aber ich mußte die Geschwindigkeit drosseln, wenn ich nicht gegen einen Baum knallen

wollte, denn die schmale Straße verlief nicht schnurgerade, sondern wand sich wie ein nasser Aal durch den Nebelwald.

Vicky Bonney saß stumm neben mir. Ich sah, daß sie die Hände zu Fäusten geballt hatte. Genau wie ich war sie fest entschlossen, Jubilee dem Dämon wieder abzujagen.

Ich bereitete mich seelisch auf einen erbitterten Kampf vor, denn was Dämonen einmal haben, das geben sie nur höchst ungern und niemals freiwillig wieder her.

»Hoffentlich geht es ihr im Augenblick noch gut«, sprach Vicky einen ihrer Gedanken laut aus.

»Ich glaube schon«, sagte ich. »Noch wird sie gebraucht.«

»Aber Vampire sind tückisch und unberechenbar.«

Ich schluckte. Es wäre besser gewesen, Vicky hätte das nicht gesagt, denn mir wurde bei diesen Worten schrecklich kalt.

»Wir kriegen unsere Jubilee wieder!« knirschte ich. »Lebendig und in einem Stück!«

Schemenhaft tauchte das Haus der Silentis vor uns auf. Ich nahm sofort den Fuß vom Gas, hatte nicht die Absicht, direkt bis vor den Eingang zu fahren. Schließlich waren wir hier nicht offiziell eingeladen.

Ich schaltete auch sofort die Beleuchtung ab und hoffte, daß unser Kommen im Haus nicht bemerkt worden war.

Es wäre mir recht gewesen, die ganze verfluchte Bande überrumpeln zu können. Der Dämon, der Jubilee entführen ließ, konnte nicht ahnen, daß ich Jonathan zum Reden gebracht hatte.

Er mußte annehmen, daß ich mich immer noch im Haus der Barringtons befand. Darin lag mein Vorteil.

»Das Wichtigste ist, Jubilee zu finden und in Sicherheit zu bringen«, sagte Vicky Bonney.

»Ich bin ganz deiner Meinung«, gab ich zurück. »Aber dazu ist es nötig, daß wir uns in die Höhle des Löwen wagen.«

»Ich bin dazu bereit«, sagte Vicky entschlossen.

»Bist du dir dessen bewußt, was du auf dich nimmst?« fragte ich meine Freundin.

»Ich weiß, worauf du hinaus willst, Tony«, entgegnete sie und schüttelte den Kopf. »Nichts zu machen. Gib dir keine Mühe. Ich bleibe nicht im Wagen sitzen und warte, bis alles vorbei ist. Das würden meine Nerven nicht aushalten. Ich bin fest entschlossen, mit dir in dieses Haus zu gehen. Du wirst mich brauchen. Ich kann dir den Rücken decken.«

»Na schön«, sagte ich. »Aber laß mich zunächst ganz kurz das Terrain sondieren, okay?«

Damit war sie einverstanden.

»Halt die Augen offen!« riet ich ihr, öffnete den Wagenschlag und

glitt nach draußen. Ich drückte die Tür vorsichtig zu und bedeutete Vicky, sie zu verriegeln. Sie drückte den Knopf nach unten. Nun war sie verhältnismäßig sicher.

Ich sage verhältnismäßig, weil eine Türverriegelung so gut wie keinen Schutz bietet, wenn schwarze Magie im Spiel ist.

Ich entfernte mich vom Rover, konnte ihn bald nicht mehr sehen. Dafür entdeckte ich ein anderes Fahrzeug. Es gehörte wahrscheinlich den Barringtons.

Ich rechnete mit vier Gegnern. Sie waren mir schon zahlenmäßig überlegen, und was sie sonst noch in die Waagschale zu werfen hatten, trieb mir den kalten Schweiß aus allen Poren.

Es sah nicht gut aus für Jubilee, wenn man's ganz realistisch betrachtete.

Ich machte mich mit der Örtlichkeit vertraut, sah mir das unheimliche Haus von allen Seiten an und prägte mir die Möglichkeiten ein, die es gab, um hineinzugelangen.

Ich hätte es mir sparen können.

Denn wieder einmal lief alles ganz anders ab, als ich es mir vorstellte.

***

Vicky Bonney schaltete kurz die Innenbeleuchtung ein und warf einen Blick auf die Armaturenbrettuhr. Fünfzehn Minuten wollte sie warten. Das war das Maximum. Wenn Tony bis dahin nicht zurückgekehrt war, würde sie aussteigen und ihn suchen, denn dann brauchte er wahrscheinlich Hilfe.

Sie sah ihn in der Dunkelheit verschwinden. Der Nebel nahm ihn auf und schloß sich hinter ihm. Die Stille war drückend, wirkte wie eine zentnerschwere Last, die Vicky nur begrenzt atmen ließ. Sie wußte, daß der Druck von Minute zu Minute größer werden würde.

Nach fünfzehn Minuten würde sie ihn nicht mehr aushalten. Da würde sie dann aus dem Wagen raus und etwas tun müssen.

Ihr Blick wanderte wieder zur Uhr.

Es waren erst zwei Minuten vergangen, aber sie kamen Vicky wie eine Ewigkeit vor. Die Zeit war schon etwas Merkwürdiges. Obwohl sie immer gleich schnell verging, raste sie einmal dahin, und dann zog sie sich wiederum wie zähflüssiger Sirup.

Ein Geräusch erschreckte das blonde Mädchen. Vicky zuckte zusammen und blickte sich gespannt um.

War Tony zurückgekehrt? Er hätte sich gezeigt.

Das Geräusch wiederholte sich, und nun stellte Vicky fest, daß sie sich zu Unrecht aufgeregt hatte. Es war nur ein Zweig, der, vom Wind bewegt, über den Wagen kratzte.

Keine Gefahr im Moment.

Aber das konnte sich sehr schnell ändern.
Vicky schaute wieder auf die Uhr.
Vier Minuten. Fünfzehn Minuten sind zu lang, dachte sie. Und sie verkürzte die Frist auf zehn Minuten.

***

Ich wurde angegriffen. Jemand war hinter mir aufgetaucht, so lautlos, daß ich ihn nicht kommen gehört hatte. So bewegten sich in erster Linie Vampire.
Erst als er sich auf mich stürzte, bemerkte ich ihn. Instinktiv duckte ich mich, zog gleichzeitig die Schultern hoch, um meinen Hals zu schützen, denn wenn ich es tatsächlich mit einem Blutsauger zu tun hatte, hatte er es darauf abgesehen.
Seine Hände rutschten über meinen Rücken, als ich mich nach vorn katapultierte.
Ich drehte mich um.
Es war in der Tat ein Vampir, der mich attackierte.
Sein starrer Blick wollte mich geistig in die Knie zwingen, doch ich hatte es nicht zum erstenmal mit einem solchen gefährlichen Wesen zu tun. Ich hatte gelernt, wie man sie bekämpfte.
Chelo Silenti - niemand anders konnte es sein - bleckte die langen Zähne. Ich schaute ihm nicht in die Augen, sondern aufs Maul, und ich wich nicht zurück, sondern griff ihn an, denn damit rechnete er am wenigsten.
Er dachte wohl, schrecklich genug auszusehen, um mir eine panische Angst einjagen zu können. Bestimmt waren seine Opfer sonst immer vor Entsetzen gelähmt, aber unter diesen hatte sich garantiert kein Dämonenjäger befunden.
Unerschrocken drosch ich auf ihn ein und traf ihn auch einige Male sehr gut. Er fauchte zornig. Ich fällte ihn mit einem präzise abgezirkelten Schlag.
Er kam mir relativ schwach vor.
Dafür hatte ich nur eine Erklärung: Die Begegnung mit dem Dämon, der sich in seinem Haus befand, mußte für Chelo Silenti kräfteraubende Folgen gehabt haben.
Er schnellte auf dem Boden herum und kam wieder auf die Beine. Nun ging er aufs Ganze, und er hatte ein paar gute Augenblicke. Aber es gelang ihm nicht, mich in dieser Phase des Kampfes zu verletzen.
Ich krallte meine Finger in seine Kleidung und ließ mich mit ihm fallen. Ich warf ihn über meinen Kopf nach hinten, machte eine Rolle rückwärts und war über ihm.
Bevor er mich von sich stoßen konnte, riß ich meinen Colt Diamondback aus dem Leder und setzte ihm die mit geweihten Silberkugeln geladene Waffe an die Stirn.

Wußte der Vampir, welche Munition sich in den Kammern der Trommel befand?

Er erstarrte.

Ich hatte kein Mitleid mit dem Schattenwesen, das hier schon seit mehr als zweihundert Jahren sein Unwesen trieb, zuerst gemeinsam mit seiner blutsaugenden Mutter, dann allein.

Ich spannte den Hahn und war entschlossen, zu schießen, aber da peitschte mir eine scharfe Stimme entgegen: »Wenn du abdrückst, stirbt Jubilee!«

Ich hatte gesiegt, gleichzeitig aber auch verloren.

***

Die Stimme!

Ich kannte sie!

Natürlich. Sie gehörte Terence Pasquanell!

Als ich den Kopf hob, fand ich meine Vermutung bestätigt. Fünf Schritte von uns entfernt stand der Zeit-Dämon mit den Todesaugen, aber das war es nicht, was mir so einen schmerzhaften Stich gab. Sein Erscheinen hatte mich überrascht, das gebe ich zu, es entsetzte mich jedoch nicht.

Was mich entsetzte, war die Tatsache, daß er sich Vicky Bonney geholt hatte.

Habe ich es nicht gesagt?

Was ist schon eine Türverriegelung für einen Mann wie Terence Pasquanell?

Er hielt Vicky nicht, und dennoch befand sie sich in seiner Gewalt. Sie konnte sich nur bewegen, wenn er es wollte. Verzweifelt und unglücklich schaute mich meine Freundin an.

Es lief verdammt gut für unsere Gegner. Nach Jubilee hatte sich Terence Pasquanell auch noch einen zweiten großen Trumpf verschafft, den ich nicht überstechen konnte.

Pasquanell… Wo waren die Zeiten, als er noch auf der Seite des Guten gestanden hatte? Endlos weit lagen sie zurück. Seither hatte sich der bärtige Werwolfjäger mit großem Eifer zum Höllenschurken entwickelt.

Ich hatte gesehen, welchen grauenvollen Schaden er mit seinen Augen anrichten konnte. Deshalb mußte ich mir berechtigte Sorgen um meine Zukunft machen.

Er also steckte hinter dem Schwindel. Er hielt die Fäden in seiner Hand. Er hatte an diesen Fäden gezogen, und wir hatten uns genauso bewegt, wie er es wollte.

Ich steckte den Colt in die Schulterhalfter und ließ von Chelo Silenti ab.

Pasquanell grinste. »Du hast dich gut geschlagen, Tony Ballard.«

»Ich hätte den Kampf gern zu Ende gebracht«, erwiderte ich.
»Das kann ich verstehen«, sagte der Zeit-Dämon, »aber ich habe andere Pläne mit Chelo Silenti.«
Der Vampir erhob sich. In Pasquanells Gegenwart gab er sich friedlich. Er griff mich nicht sofort wieder an.
»Mein Freund hat Hunger«, sagte Pasquanell. »Er wollte schon über Jubilee herfallen. Ich konnte gerade noch verhindern, daß er ihr Blut trank.«
»Wo ist Jubilee?« fragte ich aufgeregt.
»Im Haus. Ich habe mit deinem Erscheinen hier nicht gerechnet. Du warst doch im Haus der Barringtons gefangen.«
Ich bleckte die Zähne. »Auf mich muß man verdammt gut aufpassen, wenn ich nicht entwischen soll. Das sieht dir ähnlich, daß du die Barringtons zu deinen Handlangern gemacht hast. Harmlose, unschuldige Menschen…«
»Ich habe sie gebraucht.«
»Und was geschieht mit ihnen, wenn du sie nicht mehr brauchst?« fragte ich.
»Dann kann Chelo Silenti sie haben, wenn sie ihm nicht zu alt sind«, antwortete Terence Pasquanell gefühlsroh.
Mich schauderte.
»Wozu ist das alles geschehen?« wollte ich wissen. »Was bezweckst du damit?«
»Ich will mein Herz haben«, sagte Terence Pasquanell.
»Aus welchem Grund?«
»Es behagt mir nicht, es in den Händen meiner Feinde zu wissen. Ihr könntet damit etwas anstellen, was mir mein Dämonendasein unmöglich macht. Außerdem will ich damit eine gute Tat begehen.«
»Du?« sagte ich ungläubig. »Ein Dämon? Eine gute Tat? Das paßt nicht zusammen.«
»Die Tat ist gut im Sinne der Hölle«, erklärte der Bärtige. »Ist dir bekannt, welches Ende Vera Silenti nahm?«
»Man hat ihr das Herz genommen«, sagte ich, und gleichzeitig fiel bei mir der Groschen.
Terence Pasquanell sah mir an, daß es gefunkt hatte. Er lachte dämonisch. »Ja, Tony Ballard, das habe ich vor.«
»Dein Herz soll Vera Silenti bekommen.«
»Damit sie wieder lebt«, bestätigte Pasquanell. »Bei ihr ist mein Herz gut aufgehoben. Man wird es ihr kein zweitesmal nehmen können, dessen kannst du gewiß sein. Ich bringe mein Herz in Sicherheit und verhelfe der Vampirin zu neuem Leben.«
»Das hört sich beinahe edel an«, spottete ich.
Aber es war grauenvoll, und das Schlimme an der Geschichte war, daß Terence Pasquanells Rechnung voll aufgehen würde.

Wir mußten ihm sein Herz überlassen, sonst tötete er Jubilee und Vicky Bonney - und natürlich auch mich. Obwohl meine Position so schwach wie selten war, erfrechte ich mich, einen Beweis zu fordern, daß Jubilee noch lebte.

Erzählen konnte mir Pasquanell viel. Ich wollte Jubilee sehen!

Terence Pasquanell war zu meinem Erstaunen sofort damit einverstanden. Wir begaben uns ins Haus. Vicky Bonney nahm er mit. Chelo Silenti ging hinter mir. Es war kein gutes Gefühl, ihn im Rücken zu haben. Ich konnte nur hoffen, daß er seinen Hunger bezähmte.

Pasquanell blieb stehen.

Ich sah die Barringtons. Reglos standen sie da, zu dämonischen Befehlsempfängern degradiert, bereit, alles zu tun, was Terence Pasquanell von ihnen verlangte.

Er beachtete sie nicht.

»Wo ist sie?« fragte ich und blickte den bärtigen Mann herausfordernd an.

»Du stehst direkt vor ihr«, antwortete er.

Mir wurde die Kehle eng. Hatte er Jubilee etwa unsichtbar gemacht? Terence Pasquanell wies auf den Boden. Es war so dunkel, daß mir der runde Deckel jetzt erst auffiel.

Pasquanell machte es Spaß, mir zu zeigen, was er alles konnte. Sein Blick richtete sich auf den schweren Deckel, und im gleichen Moment hob dieser sich und wanderte zur Seite.

Jetzt konnte ich Jubilee sehen, aber es war alles andere denn ein erfreulicher Anblick. Sie hing in diesem tiefen, schwarzen Schacht. Jetzt hob sie den Kopf und sah zu mir hoch. Tränen glänzten auf ihren Wangen. »Tony«, schluchzte sie, daß es mir das Herz zerreißen wollte.

»Verdammt, Pasquanell!« herrschte ich den Zeit-Dämon wütend an. »Wozu soll das gut sein?«

»Wo ich das Mädchen aufbewahre, mußt du schon mir überlassen«, erwiderte Pasquanell scharf.

»Du bist nur ein Dämon auf Zeit«, knirschte ich. »Eines Tages wird Yora die Augen des Todes haben wollen, und du wirst sie ihr geben müssen. Und spätestens dann, Terence Pasquanell, werde ich mit dir abrechnen, das schwöre ich dir.«

»Nimm den Mund nicht so voll, Ballard«, sagte der Zeit-Dämon verächtlich. »Wenn ich wollte, könnte ich dich auf der Stelle vernichten.«

»Du tust es nicht, weil du mich noch brauchst«, behauptete ich.

»Vielleicht«, sagte er. »Es ist einfacher, wenn du mir zur Verfügung stehst. Aber es geht auch ohne dich. Wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich mich nicht überbewerten. Ich könnte dich jetzt töten und mich anschließend mit deinem Freund Mr. Silver in Verbindung setzen. Wenn er erfährt, daß sich Jubilee und Vicky Bonney in meiner

Gewalt befinden, wird er nichts tun, was deren Leben gefährdet. Ich habe euch alle in der Hand.«

Verflucht noch mal, er hatte recht. Man konnte ihm nichts anhaben, solange ihm Jubilee und Vicky als Faustpfand zur Verfügung standen.

Mein Herz klopfte wie verrückt. Mir tat Jubilee schrecklich leid, aber ich konnte ihr nicht helfen.

»Du willst also dein Herz haben«, sagte ich grimmig. »In Ordnung. Mein Wagen steht draußen, wie du weißt. Er ist mit Autotelefon ausgerüstet. Wenn ich Mr. Silver anrufe, kann er in zweieinhalb Stunden hier sein.«

Terence Pasquanell nickte. »Zweieinhalb Stunden«, wiederholte er. »Gut. Ich werde diesen Schacht fluten«, fuhr er fort, »und ich werde es so einrichten, daß er nach knapp zweieinhalb Stunden voll ist. Wenn Mr. Silver mit meinem Herz bis dahin nicht hier ist, wird Jubilee ertrinken.«

»Es muß ein anderer Terence Pasquanell gewesen sein, dem ich gut Freund war«, sagte ich ätzend.

»Du hast recht, Tony Ballard. Das war ein anderer«, gab der Zeit-Dämon zurück. Er blickte in den Schacht, und plötzlich hörte ich Wasser plätschern. »Und nun beeile dich«, riet mir Pasquanell. »Die Zeit läuft!«

***

Ich rannte aus dem Haus. Niemand hinderte mich daran, denn es geschah ja mit Terence Pasquanells Einverständnis. Der Nebel griff nach mir. Ich schlupfte in ihn wie in einen viel zu großen Umhang. Mit weiten Sätzen sprang ich die Stufen hinunter.

Was würde geschehen, wenn Terence Pasquanell sein Herz in Empfang genommen hatte? Würde ihn Mr. Silver auszutricksen versuchen? Würde ich in der Lage sein, ihm dabei zu helfen?

Atemlos erreichte ich meinen Rover. Pasquanell hatte mit Hilfe von Magie sämtliche Verriegelungen geöffnet. Alle Türen standen offen.

Ich ließ mich hineinfallen und griff nach dem Hörer des Autotelefons, und wenig später hatte ich Mr. Silver dran.

»Wurde langsam Zeit, daß du dich meldest«, maulte er. »Wie sind die Barringtons? Werden sie dich adoptieren?«

»Laß den Quatsch«, erwiderte ich. »Ich bin jetzt nicht zu Späßen aufgelegt.«

»Ist etwas passiert?« fragte der Ex-Dämon beunruhigt.

»Kann man wohl sagen«, gab ich zurück. »Es ist so ziemlich alles schiefgelaufen, was nur schiefgehen konnte«, sagte ich, und dann bekam der Ex-Dämon meinen Bericht, der ihn aus den Pantinen stieß.

»Man muß tun, was Pasquanell verlangt«, sagte Mr. Silver betreten.

»Das ist klar«, stimmte ich ihm zu. »Hör zu, Silver, jede Minute ist

jetzt kostbar. Du darfst keine Zeit vertrödeln. Wenn du nicht in knapp zweieinhalb Stunden hier bist, ertrinkt Jubilee. Du holst jetzt sofort das Herz aus dem Safe, setzt dich in Vickys Wagen und kommst nach Saxton.« Ich beschrieb ihm den Weg zum Haus der Silentis.

»Ich bin schon unterwegs«, sagte der Ex-Dämon.

»Aber fahr um Himmels willen vorsichtig«, riet ich ihm. »Du weißt, was passiert, wenn du hier nicht eintriffst.«

»Ich komme«, versprach Mr. Silver. »Nichts kann mich davon abhalten.«

Ich schob den Hörer in die Halterung. Langsam stieg ich aus. Mein Blick richtete sich auf das schemenhafte Haus. Sollte ich es allein versuchen?

Was konnte ich gegen die Barringtons, Chelo Silenti und Terence Pasquanell ausrichten? Noch dazu, wo sie Jubilee und Vicky in ihrer Gewalt hatten.

Es war sinnlos, etwas unternehmen zu wollen. Vicky und Jubilee hätten sterben müssen. Das wäre alles gewesen, was ich erreicht hätte.

Ich konnte auch nicht hier draußen bleiben. Ich mußte in dieses unheimliche Haus zurückkehren. Mir war klar, daß ich mich damit auch in die Gewalt meiner Feinde begab, aber ich wollte die beiden Mädchen nicht allein lassen. Außerdem mußte ich Pasquanell sagen, daß Mr. Silver auf dem Weg hierher war.

Für zweieinhalb Stunden würde alles ruhen.

Es war eine Galgenfrist.

Ich ging auf das Haus zu. Ich hatte schon in vielen Klemmen gesteckt, aber diese war eine von den ganz üblen.

Dabei sah es gar nicht danach aus. Ich konnte mich frei bewegen, war nicht Terence Pasquanells Gefangener. Noch nicht!

Ich betrat das Haus der Vampire, in das Vera Silenti bald wieder Einzug halten würde, und begab mich zu Pasquanell. Er und der Vampir standen allein da. Die Barringtons schienen Vicky in Gewahrsam genommen zu haben.

»Nun?« fragte Terence Pasquanell. und sah mich triumphierend an.
»Er ist mit dem Herz unterwegs«, antwortete ich und trat einen Schritt näher an den Schacht heran.

Plötzlich stockte mir der Atem, denn neben Jubilee hing Vicky!

»Ergreift ihn!« schrie der Zeit-Dämon im selben Moment. »Da ist auch noch Platz für Ballard!«

Der Befehl galt den Barringtons.

Sie führten ihn augenblicklich aus.

***

Sie waren auf einmal hinter mir, packten mich und hielten mich fest. In Sekundenschnelle banden sie mir Arme und Beine zusammen. Dann

knüpften sie einen Strick an den über der Öffnung liegenden Balken und warfen mich in den Schacht. Es war eine Sache von wenigen Augenblicken. Ich hätte mir denken können, daß irgend etwas in der Art passieren würde. Warum sollte Pasquanell mich schonen? Jetzt, wo Mr. Silver mit dem Herz unterwegs war, brauchte mich Pasquanell nicht mehr. Jedenfalls nicht als Übermittler seiner Wünsche. Deshalb hatte er mich zu seiner Geisel gemacht, und es fragte sich eigentlich nur noch, woran Jubilee, Vicky und ich zugrunde gehen würden.

Würden wir ertrinken?

Würde uns Pasquanells Magie töten?

Oder überließ er uns den Vampiren?

Ich baumelte neben Vicky. Meine Füße befanden sich in eiskaltem Wasser, aber um eine Lungenentzündung zu kriegen, würde die Zeit nicht reichen.

Ich hatte Schmerzen in den Hand- und Schultergelenken. Vicky und Jubilee mußte es genauso ergehen. Aber ich war den Schmerz mehr gewöhnt als sie. Er war mir vertraut. Wann ging ein Kampf gegen Dämonen schon mal ohne Schmerzen ab?

Dafür werde ich dich töten, Terence Pasquanell, dachte ich wütend. Er war für das Gute ohnedies verloren. Sollte ich also lebend aus diesem Schacht kommen, würde ich Pasquanell jagen, bis ich ihn zur Strecke gebracht hatte.

Mit einem ohrenbetäubenden Knall fiel der Deckel auf die Öffnung. Eine undurchdringliche Dunkelheit umgab uns schlagartig. Ich hörte das Wasser rauschen und Jubilee schluchzen.

Vicky war merkwürdig still. Erst als ich zu ihr sprach, fragte sie mit bebender Stimme: »Ist das das Ende, Tony?«

»Nein«, antwortete ich und versuchte überzeugend zu klingen.

Aber ich dachte: Ja, Vicky. Ja, so könnte das Ende aussehen.

***

Mr. Silver beendete seinen Bericht. Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, blickte ihn voller Sorge an. »Was wirst du tun?«

»Pasquanell hat nicht nur Jubilee. Er hat auch Vicky und Tony. Davon muß ich ausgehen«, sagte der Hüne mit den Silberhaaren. »Und was habe ich? Eine Frist von nur zweieinhalb Stunden.«

»Du mußt dich beeilen«, drängte Roxane.

Der Ex-Dämon schüttelte den Kopf. »Ich werde nichts überstürzen.«

»Aber die Zeit läuft dir davon.«

»Ich werde mir alles ganz genau überlegen«, sagte Mr. Silver.

»Und Jubilee? Sie wird ertrinken, wenn du nicht rechtzeitig in Saxton eintriffst«, gab Roxane zu bedenken.

»Ich werde rechtzeitig im Fog Forest sein«, knurrte der Hüne und kniff die perlmuttfarbenen Augen zusammen. »Sogar vor Ablauf der

Frist werde ich da sein.«
»Willst du fliegen?« fragte die weiße Hexe. Sie hatte es sarkastisch gemeint. Aber Mr. Silver sagte: »Genau das.«
Sein Blick richtete sich auf den Safe. Bis vor kurzem hatte er darin das Höllenschwert aufbewahrt. Die starke Waffe hatte sich inzwischen für einen anderen Besitzer entschieden, und es war fraglich, ob der Ex-Dämon sie sich jemals wieder zurückholen konnte.
»Vielleicht sollte ich Pasquanells Herz präparieren«, meinte er.
Er dachte eigentlich nur laut.
Die schwarzhaarige Hexe schüttelte ernst den Kopf. »Das ist zu riskant. Wenn Pasquanell es merkt, sind unsere Freunde auf jeden Fall verloren.«
»Aber wenn er es nicht merkt… Ich könnte das Herz mit meiner Silbermagie eventuell soweit beeinflussen, daß sich Vera Silenti gegen ihren Sohn wendet und ihn tötet. Und wenn das Herz dann schwach und schwächer würde, wäre auch die Vampirin erledigt.«
Ein bittender Ausdruck war in den grünen Augen der schönen Hexe. »Tu das nicht, Silver. Es ist zu gefährlich. Wenn das schiefgeht, bist du schuld am Tod von Jubilee, Vicky und Tony. Möchtest du damit leben?«
Der Ex-Dämon senkte den Blick. »Nein«, sagte er ernst.
Er rief Tucker Peckinpah an, um ihn zu informieren.
Wie nicht anders zu erwarten, fiel der Industrielle aus allen Wolken, als er hörte, was geschehen war.
»Mein Gott, und ich habe sie nach Saxton geschickt«, sagte Peckinpah betroffen.
»Sie konnten nicht wissen, daß es eine Falle war«, tröstete Mr. Silver den Industriellen.
»Ich werde veranlassen, daß man die Suche nach Jubilees Eltern sofort wieder aufnimmt«, sagte Peckinpah.
»Hoffentlich hat das noch einen Sinn«, bemerkte Mr. Silver düster.
»Sie meinen… bis die Eltern gefunden sind… lebt Jubilee nicht mehr?« fragte Peckinpah stockend.
»Ich meine besser überhaupt nichts«, antwortete Mr. Silver.
»Kann ich sonst noch irgend etwas tun?« erkundigte sich der Industrielle.
»Ich wollte, das wäre möglich«, sagte der Hüne und legte auf. Dann begab er sich zum Safe, schaltete die magische Sicherung aus und holte den Aluminiumbehälter hervor, in dem sich Terence Pasquanells Herz befand. »Was war es mühsam gewesen, dieses Herzens habhaft zu werden«, knurrte er. »Und nun sind wir gezwungen, es Pasquanell einfach zu überlassen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr mir das gegen den Strich geht, Roxane.«
»Doch«, widersprach ihm die abtrünnige Hexe. »Doch, das kann ich

mir sogar sehr gut vorstellen.«

***

Er versuchte sich alles sehr genau zu überlegen, aber er machte die ganze Rechnung mit einer großen Unbekannten, und das war der Haken.

Vielleicht brachte es etwas, wenn er früher im Fog Forest eintraf, als man ihn erwartete. Roxane begleitete ihn aus dem Haus. Er trug den Aluminiumbehälter, in dem Pasquanells Herz pochte, wie die größte Kostbarkeit auf Erden.

Das Herz bedeutete Leben. Nicht für Vera Silenti; die war dem Ex-Dämon egal. Das Herz bedeutete Leben für seine drei Freunde. Solange es Pasquanell nicht hatte, würde er Jubilee, Vicky und Tony am Leben lassen.

Kritisch würde es für die drei erst werden, wenn Mr. Silver das Herz aus der Hand gegeben hatte, denn dann brauchte Pasquanell sie nicht mehr.

Mr. Silver stieg in Vicky Bonneys Wagen, aber er hatte nicht vor, auf dem Motorway in Richtung Saxton zu brausen. Er wollte tatsächlich fliegen, und er brauchte dazu nicht Tucker Peckinpahs Hubschrauber.

Auch der »Weiße Kreis«, besaß einen Helikopter.

Ein kurzer Anruf genügte.

Der Hubschrauber würde startklar sein, bis Mr. Silver eintraf.

Pakkadee, Fystanat und Tharpex waren nicht zu Hause. Anthony Ballard, auch ein Mitglied des ›Weißen Kreises‹ - Tonys Vorfahre und in seinem früheren Leben ein unerbittlicher Hexenhenker -, hatte den Anruf entgegengenommen.

Und er hatte angekündigt, nach Saxton mitzukommen.

Mr. Silver traf ein. Der Hubschrauber stand im Landekreis hinter dem Haus. Mr. Silver sprang aus Vicky Bonneys Wagen, warf die Tür kraftvoll zu und eilte an dem Gebäude vorbei.

Anthony Ballard stand neben der Maschine, eine bemerkenswerte Erscheinung, groß und kräftig. Blutrot war seine Gesichtsmaske. Die eng anliegende Hose hatte dieselbe Farbe. Sein Oberkörper war nackt, und die beachtlichen Muskelpakete glänzten wie Speckschwarten. Um seine Mitte war ein breiter Ledergürtel mit riesiger Schnalle geschlungen, und in seinen kräftigen Händen hielt er ein Henkersbeil, dessen Klinge magisch geschärft war.

Er wirkte unruhig.

»Los, schwing dich in die Libelle!« sagte Mr. Silver. Zur Begrüßung hatte er dem Hexenhenker die Hand auf die Schulter gelegt.

»Irgendwelche Neuigkeiten?« fragte Anthony Ballard.

»Nein. Jubilee, Vicky und Tony stecken in der Sch… Na ja. Und daran hat sich noch nichts geändert.«

»Wir werden sie rausholen«, knurrte der Hexenhenker.
»Klar werden wir das. Und Terence Pasquanell kriegt von mir persönlich was vor die Nuß, wenn ich seiner habhaft werde«, gab der Ex-Dämon zurück.
Sie kletterten in den Hubschrauber, und Mr. Silver schaltete die Allison-Turbinen ein. Sekunden danach schwirrten sie im Schrägsteigwinkel ab.

***

Das Wasser stieg. Wir konnten nicht sehen, woher es kam, hatten keine Möglichkeit, den Zufluß zu verstopfen. Gefesselt hingen wir an diesem Balken, und ich hatte das Gefühl, meine Arme würden immer länger werden.
Jubilee schluchzte nicht mehr.
Ich muß sagen, die beiden Mädchen hielten sich großartig. Ich war stolz auf sie, und ich versuchte, ihnen Mut zuzusprechen, aber ich glaube nicht, daß meine Worte sehr viel Überzeugungskraft besaßen. Es war zu klar zu erkennen, daß es uns so dreckig wie selten zuvor ging.
Der Sieger in diesem Spiel stand bereits fest. Er würde Terence Pasquanell heißen, und ich konnte mir vorstellen, daß er von nun an zwei Diener hatte, die ihn bei allem, was er tat, unterstützten: die Silentis.
Der Teufel sollte sie holen!
Ich hatte bereits zweimal versucht, mich zu befreien, unternahm jetzt einen dritten Versuch. Wenn es mir gelungen wäre, die Fesseln loszuwerden und mit Jubilee und Vicky den Schacht zu verlassen, hätte die Situation für uns gleich besser ausgesehen.
Aber ich bekam die verdammten Fesseln nicht ab.
Und das Wasser stieg weiter. Es reichte mir bereits bis an die Brust und war so schrecklich kalt, daß ich Vicky Bonney neben mir mit den Zähnen klappern hörte.
»Pasquanell hat sich da etwas besonders Nettes ausgedacht«, knurrte ich. »Ich liebe solche Spielchen. Er scheint das zu wissen. Wenn wir hier rauskommen, werde ich mich herzlich bei ihm bedanken.«
Die Mädchen sagten nichts.
Glaubten sie, daß wir das hier überstehen würden?
Es hatte nicht den Anschein.
Mir fiel auf, daß ich plötzlich Vicky Bonneys Silhouette sehen konnte. Es war auf einmal nicht mehr stockdunkel um uns herum. Hatte Terence Pasquanell den Schachtdeckel entfernt, ohne daß es uns auffiel? Ich hob den Kopf und blickte nach oben.
Der Schacht war nach wie vor abgedeckt. Woher kam die trübe Helligkeit? Für mich stand fest, daß Pasquanell damit zu tun hatte.

Wahrscheinlich hatte er sich eine neue Teufelei ausgedacht, um uns zu quälen und mürbe zu machen.

Das schwache Licht kam von unten, aus der Tiefe des Schachts.

»Jemand hat die Beleuchtung unseres Swimmingpools eingeschaltet«, sagte ich zu Jubilee und Vicky. Ich erwartete nicht, daß sie darüber lachten, aber ich hoffte, sie mit dieser Sorglosigkeit anstecken zu können.

Das Licht bewegte sich. Ich schaute nach unten, und mir kam es vor, als würde ich schwimmende Neonröhren sehen. Sie waren etwa einen Meter lang und schlängelten sich durch den Schacht.

Neonröhren? Verflucht, nein, das waren keine Leuchtstoffröhren. Was ich sah, waren Wasserschlangen, geschaffen von höllischer Magie!

***

»Tony, was ist das?« stieß Jubilee aufgeregt hervor. Ich hörte deutlich die Angst, die in ihrer Stimme mitschwang.

»Schlangen«, antwortete Vicky Bonney für mich.

»O Gott!« schluchzte Jubilee.

»Nicht bewegen!« riet ich den Mädchen.

Aber damit erreichten wir gar nichts. Die leuchtenden Reptilien stiegen vom Grund des Schachts hoch. Es waren so viele, daß ich sie nicht zählen konnte.

»Was… was werden sie uns tun?« fragte Jubilee unglücklich.

»Vielleicht will uns Pasquanell nur eine Halluzination vorgaukeln«, gab ich zurück, aber ich wollte selbst nicht so recht an diese Möglichkeit glauben.

Das Wasser kroch Zentimeter um Zentimeter an meiner Brust hoch, und unter meinen Füßen drehten sich die Leuchtschlangen. Eine von ihnen wand sich plötzlich um meine Beine. Ich spürte den Druck ihres Körpers und wußte, daß es sich um keine Halluzination handelte.

Als sich auch um Jubilees Beine so ein leuchtendes Reptil wand, schnappte das Mädchen vor Angst beinahe über.

Ich wandte den Kopf und sah Vicky Bonney an. Völlig steif hing sie neben mir, und ihr von magischem Licht angestrahltes Gesicht wirkte wie eine starre Maske des Grauens. Vor ihr schwamm eine der Schlangen! Wie eine Sprungfeder zog sich ihr Körper zusammen, und einen Augenblick später schnellte sie vorwärts.

Mir verschlug es den Atem. Jetzt schrie auch Vicky. Die Schlange sauste mit aufgerissenem Maul auf die Kehle meiner Freundin zu. Ich sah die Giftzähne des Reptils. Sie leuchteten ebenfalls.

Der Schlangenkopf traf Vicky, und sie verstummte…

***

Unter dem Hubschrauber lag Saxton, dahinter begann Fog Forest. Mr.

Silver überflog den Nebelwald. Er entdeckte das Haus der Silentis, flog weiter und landete auf einer nahen Lichtung. Der Rotorwind trieb den Nebel kurz zurück, doch als sich das Rotorblatt mit abnehmender Geschwindigkeit drehte, krochen die Nebelschwaden wieder heran.

Wie neugierige Gespenster wirkten sie, die genau sehen wollten, was in ihrem Wald passierte.

Mr. Silver und Anthony Ballard verließen den Helikopter.

Der Ex-Dämon nahm das schlagende Herz mit. Er würde es in der Nähe des Hauses verstecken. Er hoffte, es würde nicht nötig sein, dem Zeit-Dämon das Herz zu überlassen.

»Du hältst dich im Hintergrund«, sagte Mr. Silver. »Am besten machst du dich unsichtbar.«

»Das kann ich nicht«, erwiderte der Hexenhenker. »Ich bin nicht Boram.«

»Ich meine so gut wie unsichtbar«, sagte der Ex-Dämon. »Pasquanell soll denken, ich sei allein gekommen, kapiert? Du spielst gewissermaßen die Nachhut, wirst dann aktiv, wenn ich verhindert bin. Halte dir bei allem, was du tust, vor Augen, daß das Leben unserer Freunde auf dem Spiel steht.«

Sie eilten durch den Wald. Als das Haus der Silentis plötzlich vor ihnen aus dem Nebel aufragte, versteckte der Ex-Dämon den Aluminiumbehälter.

»Hier trennen sich unsere Wege«, sagte Mr. Silver. »Solltest du einen Vampir sehen, mach ihn fertig.«

Der Hexenhenker nickte.

»Mal sehen, was ich für Tony und die Mädchen tun kann«, sagte Mr. Silver und huschte davon.

Er lief auf das unheimliche Haus zu und öffnete mit Hilfe seiner Magie ein Fenster. Lautlos stieg er ein, und mit vorsichtig gesetzten Schritten durchquerte er den finsteren Raum.

Er lauschte. Nichts war zu hören. Behutsam öffnete er die Tür. Sie wollte knarren, doch der Ex-Dämon bewegte sie so langsam, daß sie ihn nicht verraten konnte.

Plötzlich ging ein Ruck durch seinen Körper. Er hatte aus dem Raum treten wollen, zuckte aber sofort wieder zurück, denn in der Nähe der Tür standen die Barringtons.

Terence Pasquanell und Chelo Silenti sah der Ex-Dämon nicht. Er preßte sich neben der Tür an die Wand und machte sich mit einem leisen Zischlaut bemerkbar.

Lord Broderick Barrington reagierte darauf. Er trennte sich von seiner Frau, kam langsam näher. Mißtrauen funkelte in seinen Augen.

Mr. Silvers Hände überzogen sich mit einem silbrigen Flirren. Gespannt erwartete er den Besessenen. Er mußte schnell wie der Blitz sein, sonst schlug Barrington Alarm.

Die Schritte des Lords näherten sich der offenen Tür. Mr. Silver konzentrierte sich darauf.

Jetzt trat der Mann ein - und Mr. Silver handelte. Er befand sich hinter dem Lord. In Gedankenschnelle packte er mit beiden Händen zu.

Magische Stromstöße durchrasten den Schädel des Mannes. Die starke Silbermagie zerstörte den Einfluß des Bösen und sorgte dafür, daß der Mann nicht ohnmächtig wurde.

Ganz kurz hatte sich Lord Barrington zu wehren versucht. Nun war er ruhig, regte sich nicht. Mr. Silver ließ seinen Kopf los und befahl ihm leise, sich umzudrehen.

Barrington gehorchte. Er wußte nicht, wo er sich befand. Mr. Silver sagte es ihm, und er sorgte dafür, daß der Mann ihm glaubte. Dann erfuhr Lord Barrington, daß seine Frau noch unter dämonischem Einfluß stand.

»Können Sie ihr helfen?« fragte Lord Broderick Barrington flehend.

Der Hüne nickte. »Holen Sie sie her. Aber sie darf nicht merken, daß Sie Ihre Besessenheit los sind.«

»Was würden sie tun, wenn es ihr auffiele?«

»Es wäre möglich, daß sie Sie zu töten versucht«, sagte der Ex-Dämon ernst.

Der Lord sah ihn bestürzt an.

»Gehen Sie«, forderte ihn Mr. Silver auf und nahm die gleiche Position wie vorhin ein.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis der Lord mit seiner besessenen Frau erschien. Er gab ihr im richtigen Augenblick einen Stoß, und Mr. Silvers magisch geladenen Hände schnappten abermals zu.

Er befreite auch Lady Amandas Geist von der Umklammerung des Bösen. Es hatte keinen Sinn, den beiden irgendwelche Fragen zu stellen. Sie konnten sich an nichts erinnern.

»Verlassen Sie schnellstens dieses Haus«, sagte Mr. Silver zu den Barringtons. »Klettern Sie aus dem Fenster und bringen Sie sich in Sicherheit.«

Der Lord griff nach der Hand seiner Frau und eilte mit ihr zum Fenster. Er kletterte zuerst hinaus und war Lady Amanda dann behilflich. Der Ex-Dämon war froh, daß er ihnen helfen konnte.

Nun wollte er Tony und die Mädchen suchen. Wenn es ihm gelang, sie zu finden, wenn Terence Pasquanell kein Druckmittel mehr gegen ihn in der Hand hatte, würde er den Zeit-Dämon frontal angreifen. Er fühlte sich stark genug, um Terence Pasquanell vernichten zu können, aber dazu brauchte er freie Bahn.

Die Barringtons entdeckten draußen ihren Wagen. Als sie den Motor starteten, hetzte Chelo Silenti durch das finstere Haus. Pasquanell

hatte ihm die beiden versprochen. Er wollte sie nicht entkommen lassen.

Aber als er draußen war, entfernte sich das Fahrzeug bereits, und Pasquanell rief ihn zurück.

»Wieso fahren sie weg?« fragte der Vampir.

»Laß sie doch.«

»Du hast gesagt, sie gehören mir.«

»Sie sind alt«, sagte Pasquanell.

»Wieso hast du sie nicht mehr unter Kontrolle?« fragte Chelo Silenti. »Irgend etwas stimmt da nicht. Jemand muß sie von deinem Einfluß befreit haben.«

»Ja«, dehnte der Zeit-Dämon, »und ich kann mir auch denken, wer es getan hat.« Er erhob seine Stimme. »Mr. Silver!« rief er, daß es überall im Haus zu hören war.

Der Ex-Dämon stand reglos hinter einer Säule. Er sah Pasquanell nicht, wußte nur ungefähr, wo dieser, sich, befand.

»Ich weiß, daß du hier bist!« fuhr Pasquanell fort. »Du dachtest wohl, es besonders schlau einzufädeln, wenn du die Frist noch unterschreitest. Du wolltest mich überlisten, aber so etwas klappt bei Terence Pasquanell nicht. So schlau wie du bin ich allemal.«

Es hatte keinen Sinn, sich länger zu verstecken. Der Ex-Dämon trat grimmig hinter der Säule hervor.

»Na schön, Pasquanell, ich hab's versucht.«

Der bärtige Zeit-Dämon lachte überheblich. »Wer mich aufs Kreuz legen will, muß sehr früh aufstehen.«

»Laß Tony Ballard und die Mädchen frei!« forderte der Ex-Dämon.

»Ich stelle die Bedingungen!« sagte Pasquanell wütend.

Chelo Silenti stand abwartend neben ihm. Er spürte, daß Mr. Silver ein gefährlicher Gegner war.

»Wo ist mein Herz?« fragte der Zeit-Dämon.

»Wo sind Jubilee, Vicky und Tony?« fragte Mr. Silver zurück.

»Sie sind gut untergebracht.«

»Ich will sie sehen«, verlangte Mr. Silver.

»Du siehst sie erst, wenn ich mein Herz habe«, sagte Terence Pasquanell entschieden. »Geh und hole es, und versuche keine Tricks mehr, sonst sorge ich dafür, daß deine Freunde wie Ratten ersaufen.«

Der Hüne zögerte einen Augenblick, aber dann gehorchte er. Es blieb ihm nichts anderes übrig.

Er hatte gehofft, der Zeitgewinn würde ihm zu einer Chance verhelfen, mit Pasquanell fertigzuwerden, doch der Zeit-Dämon hielt nach wie vor die besseren Trümpfe in seiner Hand.

Er holte das Herz, verließ das Haus durch die Tür. Als er die Halle wieder betrat, war der Vampir verschwunden. Was hatte das zu bedeuten?

Mr. Silver streckte die Hand vor, die den Leichtmetallbehälter hielt. »Hier ist dein Herz. Warum holst du es dir nicht?«
»Weil ich dir nicht traue«, erwiderte Pasquanell. »Leg den Behälter auf den Boden und geh aus dem Haus!«
»Ich dachte, das wäre ein Tauschgeschäft. Du bekommst dein Herz, und ich kriege im Gegenzug dafür meine Freunde.«
»Du kriegst sie, aber später«, erwiderte Terence Pasquanell. »Zuerst möchte ich mich davon überzeugen, daß mein Herz in Ordnung ist. Du könntest es präpariert haben.«
»Hör mal, auf so eine Idee würde ich nie kommen.«
»Auf den Boden mit meinem Herzen!« schnarrte der Zeit-Dämon. »Und dann raus mit dir.«
»Was ist, wenn ich mich weigere?«
»Dann sterben deine Freunde.«
»Und wenn du falsch spielst?«
»Du mußt mir schon vertrauen.«
»Daß ich nicht lache«, sagte Mr. Silver.
»Während du hier redest, steigt das Wasser, in dem deine Freunde hängen, unaufhörlich weiter«, sagte Terence Pasquanell. »Ich habe den Zufluß verstärkt. Es bleibt ihnen nicht mehr viel Zeit. Dein Zögern wird sie das Leben kosten.«
Mr. Silver haßte es, einem Dämon gehorchen zu müssen. Höchst widerwillig trennte er sich von Pasquanells Herz.
»Na schön, ich tue, was du verlangst«, brummte er. »Wie lange muß ich draußen bleiben?«
»Ich werde dir ein Zeichen geben, wenn du das Haus wieder betreten darfst«, sagte der Zeit-Dämon.
Mr. Silver zog sich zurück und wartete vor dem Haus ungeduldig auf das Zeichen, aber er bekam keines. Da begriff er, daß ihn Terence Pasquanell hereingelegt hatte.

***

Vicky Bonneys Kopf sank langsam nach vorn.
»Vicky!« brüllte ich verzweifelt, denn ich befürchtete das Schlimmste. Hatte die Lichtschlange sie getötet?
Vickys Gesicht hing fast ins Wasser. Wenn sie nur ohnmächtig war, würde sie ertrinken, wenn sie den Kopf nicht hob. Ich brüllte Pasquanells Namen, aber wahrscheinlich hatte der Zeit-Dämon den Schacht magisch versiegelt, so daß meine Stimme draußen nicht zu hören war.
Schlangen krochen an mir hoch, und da ich mich ständig bewegte, bissen sie auch mich. Ich spürte den Stich ihrer Zähne. Aber das Gift tötete mich nicht. Daraus schloß ich, daß Vicky nur das Bewußtsein verloren hatte.

Ich schwenkte meinen Körper hin und her, stieß immer wieder gegen Vicky und wollte damit erreichen, daß sie zu sich kam und den Kopf hob, denn das Wasser berührte schon ihre Nasenspitze.

Mit jeder Bewegung reizte ich die leuchtenden Wasserschlangen, aber das war mir egal. Es ging um Vickys Leben, da war ich bereit, jeden Schmerz zu ertragen.

Endlich schlug sie die Augen auf und hob den Kopf.

Und plötzlich…

Das Leuchten der Schlangen verlor an Intensität und die Tiere waren auch nicht mehr so aggressiv. Sie ließen von uns ab, sanken in die Tiefe und erloschen. Der Spuk war vorbei.

Ich versuchte dafür eine Erklärung zu finden. Die Schlangen waren von Terence Pasquanell geschaffen worden. Sie wurden von der dämonischen Energie gespeist, die ihm zur Verfügung stand.

Doch nun war ihnen diese Kraft entzogen worden, und somit hörten sie auf zu existieren.

Hatte Pasquanell das Haus verlassen? Hatte er sich so weit entfernt, daß seine dämonische Kraft die Distanz nicht mehr überbrücken konnte?

Was war dort oben geschehen?

Es war fraglich, ob wir es jemals erfahren würden, denn das Wasser stieg mit besorgniserregender Schnelligkeit. Es reichte den Mädchen und mir schon bis ans Kinn!

***

Mr. Silver wartete nicht länger. Er stürmte in das Haus. Der Metallbehälter befand sich noch da, wo Mr. Silver ihn abgestellt hatte, aber das Herz war sicher nicht mehr darin.

»Pasquanell!« schrie der Ex-Dämon außer sich vor Wut, doch der Zeit-Dämon hatte garantiert schon das Haus verlassen.

Pasquanell hatte von rasch steigendem Wasser gesprochen. Der Zeit-Dämon hatte keinen Grund, das Leben von Jubilee, Vicky und Tony zu schotten. Er besaß, was er haben wollte, und wenn Tony Ballard ertrank, konnte ihm das nur recht sein.

»Tony! Vicky! Jubilee!« rief der Ex-Dämon, während er durch das Vampirhaus stürmte. »Wo seid ihr! Antwortet!«

Er hastete eine Treppe hinunter und gelangte in einen Raum, in dem zwei Sarkophage standen. Beide waren leer.

Der Ex-Dämon eilte an ihnen vorbei. Plötzlich klang der Boden unter seinen Füßen hohl, und er gewahrte die feindliche Magie, die den runden Deckel schützte.

Ein Schacht mußte sich darunter befinden.

Der Ex-Dämon zerstörte die magische Versiegelung, und im selben Moment drang das Rauschen von Wasser durch den Deckel.

»Tony! Vicky! Jubilee!« rief Mr. Silver wieder.
Und diesmal bekam er Antwort.
»Wir sind hier!« rief Tony Ballard. »Hier unten, Silver! Hol uns raus! Mach schnell!«

***

Kaum hatte ich geantwortet, da flog oben der Deckel zur Seite, und wir sahen das vertraute Gesicht unseres Freundes.
»Meine Güte, tut das gut, dich zu sehen!« stieß ich unendlich erleichtert hervor.
Mr. Silver zog zuerst Jubilee aus dem Wasser, dann Vicky Bonney und schließlich mich. Er befreite uns von den Fesseln. Wir waren triefnaß und stark unterkühlt, aber froh, noch einmal davongekommen zu sein.
Mr. Silver berichtete uns, was sich ereignet hatte. Terence Pasquanell hatte also sein Herz wieder, er würde sich damit auf den Friedhof von Saxton begeben und es der Vampirin Vera Silenti einpflanzen.
Was Pasquanell und Chelo Silenti nicht wußten, und was auch wir erst jetzt erfuhren, war die Tatsache, daß sie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Anthony Ballard auf den Fersen hatten.
Würde es der Hexenhenker schaffen, die Wiedergeburt der Vampirin zu verhindern? Konnte mein Ahne mit Chelo Silenti und Terence Pasquanell fertigwerden?
»Wir müssen dem Hexenhenker beistehen«, sagte ich, während ich meine gefühllosen Hände massierte, damit das Blut wieder zu zirkulieren begann.
Die Mädchen waren immerhin so weit in Ordnung, daß sie ohne Hilfe mit uns das Haus der Silentis verlassen konnten.
Wir eilten zu meinem Rover, und Augenblicke später raste ich durch den Nebelwald. Meine Kleidung klebte kalt und unangenehm auf der Haut. Ich hätte viel für trockene Klamotten gegeben.
Der Fog Forest schien gewachsen zu sein. Es kam mir endlos lange vor, bis wir die letzten Bäume hinter uns hatten.
Danach wurde die Sicht schlagartig besser.
Und nun hatten wir es nicht mehr weit bis zum Friedhof!

***

Anthony Ballard hatte gut aufgepaßt. Als der Zeit-Dämon und der Vampir durch eine unscheinbare Tür das Haus verließen, folgte ihnen der Hexenhenker.
Terence Pasquanell trug sein Herz in den hohlen Händen. Er und Chelo Silenti eilten durch den Nebel. Sie blickten sich nicht um. Wenn sie es getan hätten, hätten sie den Mann mit der roten Maske gesehen.
Ein erregtes Grinsen verzerrte Chelo Silentis fahles Gesicht. Er konnte

den Moment kaum erwarten, wo seine Mutter wieder leben und dem Grab entsteigen würde.

»Es wird wieder so sein wie früher«, sagte der Vampir begeistert. »Die Einsamkeit hat ein Ende. Wir werden wieder zusammen sein, gemeinsam auf die Jagd gehen.«

Anthony Ballard holte auf. Unter seinem Gewicht brach ein morscher Ast. Er sprang sofort hinter einen Baum. Chelo Silenti drehte sich um. Argwöhnisch stach sein Blick in den Nebel.

»Komm weiter!« drängte Terence Pasquanell.

»Jemand folgt uns. Vielleicht ist es Mr. Silver«, sagte Chelo Silenti.

»Das glaube ich nicht. Er muß sich um seine Freunde kümmern. Wenn er sie nicht rechtzeitig findet, werden sie ertrinken.«

Der Vampir ging weiter, aber von nun an schaute er doch hin und wieder zurück. Dennoch blieb der Hexenhenker unentdeckt.

Sie ließen den Wald hinter sich und näherten sich dem Friedhof. Auf dem Totenacker ließ sich Pasquanell das Grab zeigen, in dem Vera Silenti lag.

Er schickte Chelo Silenti zum Friedhofstor zurück. Der Vampir sollte dort Wache halten.

»Ich würde gern hierbleiben und zusehen«, sagte der Blutsauger.

Der Mann mit den Todesaugen starrte ihn wütend an. »Du tust, was ich sage!«

Chelo Silenti spürte plötzlich ein heftiges Ziehen in seinem Kopf. Er stöhnte, wandte sich um und entfernte sich. Er beneidete Pasquanell um dessen Kraft. Bisher hatte er sich für stark gehalten, doch Terence Pasquanell ließ ihn erkennen, was wahre Stärke war.

Der Zeit-Dämon setzte seine Magie ein. Mit ihrer Hilfe bewegte er die schwere Steinplatte zur Seite, ohne sie zu berühren. Fahles Mondlicht fiel in das Grab und auf den Körper der Vampirin.

Pasquanell stieg zu ihr hinunter und beugte sich über sie. Er gab ihr sein Herz, und sobald es in ihrer Brust schlug, öffnete die Blutsaugerin die Augen.

Zweihundert Jahre hatten ihr nichts anhaben können. Ihr Körper war nicht verfallen. Höllenkraft hatte ihn konserviert, als wäre vorhersehbar gewesen, daß diese Nacht einmal kommen würde.

Im Gegensatz zu ihrem Sohn spürte Vera Silenti sofort, daß sie Terence Pasquanell nicht angreifen durfte, daß in seinen Adern schwarzes, für Vampire ungenießbares Blut floß.

Pasquanell informierte die wiedergeborene Vampirin kurz.

»Wo ist Chelo?« fragte die Blutsaugerin. »Ich möchte ihn sehen.«

»Er steht am Friedhofstor und sorgt dafür, daß uns niemand stört«, antwortete Terence Pasquanell. »Du trägst nun mein Herz in deiner Brust. Hüte es wie eine Kostbarkeit.«

»Das werde ich«, versprach die Untote.

Terence Pasquanell verließ das Grab.
»Hunger«, zischte Vera Silenti. »Ich habe zweihundert Jahre kein Blut getrunken.«
Terence Pasquanell wies in Richtung Saxton. »Der Tisch ist reich gedeckt. Du brauchst dich nur zu bedienen. Stille erst deinen Hunger. Anschließend habe ich mit dir und Chelo zu reden.«
Die Vampirin erhob sich. Geschmeidig und vorsichtig waren ihre Bewegungen. Sie legte die bleichen Hände mit den roten Krallen auf die steinerne Grabeinfassung, und als sie darüber hinweg auf Saxton blickte, glitzerte in ihren Augen eine grauenerregende Gier.
Vera Silenti sprang aus dem Grab.
Von heute an würde sie wieder töten. Zweihundert Jahre waren vergangen, doch für sie war es so, als wären es nur zwei Tage gewesen. Sie hatte einen gewaltigen Zeitsprung gemacht.
Die McGraws hatten geglaubt, sie vernichtet zu haben, aber es gab sie noch. Es gab sie wieder. Während die McGraws inzwischen alle hier auf diesem Friedhof begraben waren.
Einmal mehr hatte das Böse über das Gute triumphiert!

***

Anthony Ballard sah den Blutsauger und drückte sich an die Friedhofsmauer, um nicht entdeckt zu werden. Chelo Silenti sah nur kurz in seine Richtung und wandte sich dann wieder um.
Der Hexenhenker löste sich vorsichtig von der Mauer. Er näherte sich dem Blutsauger, ohne daß es diesem auffiel. Seine kräftigen Hände hielten den Stiel des schweren Beils.
Vielen Schwarzblütlern war das Beil schon zum Verhängnis geworden. Auch Chelo Silenti sollte damit Bekanntschaft machen.
Anthony Ballard ließ sich Zeit. Eile wäre ein Fehler gewesen.
Der Vampir blickte durch das Tor. Er wollte seine Mutter sehen. In diesem Moment verließ Terence Pasquanell das aufgebrochene Grab, und Sekunden später tauchte Vera Silentis Kopf auf.
Chelo Silenti vergaß seine Wachsamkeit.
Anthony Ballard hob ganz langsam das Beil.
Der Vampir wollte den Totenacker betreten, aber da gewahrte er aus den Augenwinkeln den Hexenhenker.
Im selben Moment schlug Anthony Ballard zu!
Chelo Silenti fauchte wütend und erschrocken. Mit einem federnden Sprung brachte er sich von dem niedersausenden Beil in Sicherheit.
Bevor Anthony Ballard das Beil wieder hochschwingen konnte, katapultierte sich ihm der Blutsauger entgegen.
Er prallte gegen den nackten Oberkörper des Hexenhenkers. Unter der Bronzehaut des Hexenhenkers zuckten dessen stahlharte Muskeln. Der Aufprall war so heftig, daß Anthony Ballard das Gleichgewicht zu

verlieren drohte.
Er taumelte zwei Schritte zurück und verlor sein Beil.
Ein Erfolg, mit dem Chelo Silenti nicht gerechnet hatte. Vorhin hatte er noch Vera Silenti und Terence Pasquanell zu Hilfe rufen wollen, doch nun hatte er die Absicht, dem Hexenhenker allein den Garaus zu machen.
Der Gegner schien weit weniger kräftig zu sein, als er aussah. Chelo Silenti stürzte sich auf ihn. Er versuchte Anthony Ballard mit den Zähnen zu erwischen.
Aber Anthony Ballard war schneller und wendiger, als man es ihm zugetraut hätte. Geschickt wich er den spitzen Zähnen des Blutsaugers immer wieder aus, und dann kam er mit wuchtigen Faustschlägen aus der Defensive.
Chelo Silenti war gezwungen, zurückzuweichen.
Der Vampir war wütend auf Terence Pasquanell, der ihn mehrfach mit magischen Attacken geschwächt hatte. An den Nachwirkungen litt Silenti immer noch.
Sein Fuß stieß gegen das Henkersbeil.
Blitzschnell hob er es auf, und als er damit auf Anthony Ballard eindrang, hatte dieser große Mühe, einem Treffer zu entgehen.
Das gab Chelo Silenti sofort wieder Auftrieb. Es ging ihm nicht mehr darum, Anthony Ballards Blut zu trinken. Er wollte den Mann mit der Maske nur noch töten.
Der Hexenhenker stolperte, und für einen Moment sah es aus, als wäre er verloren, aber dann gelang es ihm, sich gerade noch rechtzeitig zur Seite zu werfen, und das schwere Beil sauste haarscharf an ihm vorbei.
Er fing sich, unterlief den nächsten Beilhieb und entriß dem Untoten die Waffe.
Jetzt schrie der Blutsauger doch, während der Hexenhenker das Beil waagrecht schwang. Die magisch geschärfte Schneide wies auf Chelo Silentis Hals.
Und im nächsten Augenblick riß der Schrei des Vampirs ab.

***

Vera Silenti wollte ihrem Sohn zu Hilfe eilen, aber da tauchten wir auf. Ich bremste meinen Rover scharf ab, und wir sahen alle, wie Anthony Ballard den Blutsauger tötete.
Chelo Silenti brach zusammen.
Ich sprang aus dem Wagen. Silentis Körper zerfiel zu Staub.
Ich sah Vera Silenti und Terence Pasquanell auf dem Friedhof. Die beiden wirbelten herum und suchten das Weite. Wir folgten ihnen. Ich rief im Vorbeirennen meinem Vorfahren zu, er solle auf die Mädchen aufpassen.

Immerhin bestand die Möglichkeit, daß Terence Pasquanell ein Trick einfiel, der es ihm ermöglichte, Jubilee und Vicky noch einmal in seine Gewalt zu bringen.

Ich wollte sie auf keinen Fall schutzlos wissen.

Während sich der Hexenhenker zu meinem Wagen begab, stürmten Mr. Silver und ich durch das Friedhofstor. Wir sahen nur noch die Vampirin. Terence Pasquanell schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

Also verfolgten wir Vera Silenti. Sie war unheimlich schnell. Kein Wunder. Sie hatte zweihundert Jahre Zeit gehabt, sich auszuruhen. Sie verließ den Friedhof, und wir konnten nicht verhindern, daß sie Saxton erreichte.

Sie verschwand zwischen den Häusern. Wir verloren sie aus den Augen und suchten sie mit wachsender Nervosität.

Jedermann in Saxton war nun in Lebensgefahr. Niemand ahnte es. Aber einen würde es treffen, wenn es uns nicht gelang, die Spur der Vampirin schnellstens wiederzufinden.

Ich blieb schwer atmend stehen. »Zum Teufel, Silver, wo steckt sie?«

»Ich wollte, ich wüßte es, Tony«, gab der Ex-Dämon zurück.

Wir trennten uns.

Und einen Augenblick später wußte ich, wo die Vampirin war.

***

Sie gewahrte Stimmen… Lachen… Leben… Blut!

Und plötzlich befand sie sich nicht mehr auf der Flucht, sondern auf der Jagd!

Sie brauchte Blut. Sie hatte so lange darauf verzichten müssen, daß sie ihren Hunger nicht bezähmen konnte.

Die Stimmen, das Lachen kamen aus einem Wirtshaus. Hier hatte sich Terence Pasquanell informiert. Nicht weit von hier lagen Pete Sartago und Dan Mitchell tot in einer Scheune. Man hatte sie noch nicht gefunden.

Entschlossen trat die Vampirin auf die Tür zu. Ihr Erscheinen würde die Gäste so schwer schocken, daß niemand daran denken würde, sie anzugreifen.

Terence Pasquanell hatte gesagt, der Tisch wäre reich gedeckt, und das stimmte. Vera Silenti wußte nicht, was ihrem Sohn zugestoßen war. Aber sie nahm an, daß er nicht mehr existierte.

Sie öffnete die Tür und trat ein. Als man ihrer ansichtig wurde, blieb den Leuten das Lachen in der Kehle stecken. Es war für alle ein gewaltiger Schock, die Vampirin zu sehen.

Grau und schlaff sahen Vera Silentis Wangen aus. Die Vampirin würde sich erst besser fühlen, wenn sie sich am Blut eines Opfers gelabt hatte.

Ihr gieriger Blick schweifte durch das Lokal. Für gewöhnlich fallen

Blutsauger ihre Opfer an einsamen Orten an, oder dort, wo sie mit ihnen allein sind. Vera Silenti brach mit der Vampirtraditon.

Sie platzte mitten hinein in die volle Gaststube und war im Begriff, ihre Wahl zu treffen.

Mark Ericson, der feiste Wirt, nahm ihr die Entscheidung ab. Er bewahrte unter dem Tresen eine Gaspistole auf, und nachdem die Schrecksekunde vorüber war, faßte er danach.

Da griff ihn die Untote an. Sie sauste durch das Lokal und stürzte sich mit einer erschreckenden Wildheit auf den Mann. Mark Ericson stieß einen entsetzten Schrei aus.

***

Und diesen Schrei hatte ich gehört!

Ich drehte mich um und rannte mit langen Sätzen auf die Kneipentür zu. Ich riß meinen Colt Diamondback aus dem nassen Leder und rammte in der nächsten Sekunde die Tür auf.

Sie flog gegen die Wand, das Glas brach.

Ich sah verstörte blasse Männer und erblickte die hungrige Vampirin, die ihre Hauer soeben in den Hals eines Mannes schlagen wollte, den ich für den Wirt hielt.

Mein unverhofftes Erscheinen zwang die Blutsaugerin umzudisponieren. Sie drehte sich mit dem dicken Mann und benutzte ihn als lebenden Schild.

Ich forderte die Untote auf, den Mann loszulassen, doch sie dachte nicht daran, zu gehorchen. Sie setzte sich mit ihm in Richtung Hintertür ab.

Ich konnte nicht schießen, denn der massige Körper des Wirts verdeckte sie völlig. Ich hoffte, daß sie, wenn sie die Kneipe mit dem Wirt verließ, Mr. Silver in die Arme lief.

Aber es kam noch besser: Mr. Silver tauchte hinter Vera Silenti auf. Sie bemerkte ihn erst, als er sich auf sie stürzte.

Die Blutfurie stieß einen wütenden Schrei aus und sprang zur Seite. Mein Revolver schwang sofort hoch. Der Wirt bekam von Mr. Silver einen Stoß, der ihn noch weiter von der Vampirin wegbeförderte, und ich zog den Stecher durch.

Ich wartete die Wirkung des ersten Treffers nicht ab, sondern schoß noch zweimal. Die Blutsaugerin heulte markerschütternd und vollführte einen grotesken Tanz.

Meine dritte Kugel streckte sie nieder, und im gleichen Moment leitete das geweihte Silber den Verfall ihres Körpers ein. Sie löste sich vor aller Augen auf. Zurück blieben die drei Silberkugeln, die sie vernichtet hatten. Auch Terence Pasquanells Herz gab es nicht mehr.

Irgendwie hatte Pasquanell trotz allem erreicht, was er wollte: Wir konnten mit seinem Herz keine Versuche mehr anstellen.

***

Die Sonne ging gerade über den Dächern auf, als ich mit Jubilee und Vicky Bonney in London eintraf. Die Bewohner von Saxton konnten aufatmen. Es gab keine Vampire mehr in ihrer Gegend. Aber begreifen würden die Menschen wohl nie, was sie in Mark Ericsons Kneipe erlebt hatten.

Ich fuhr den Rover in die Garage.

Als wir mein Haus betraten, saß Mr. Silver im Wohnzimmer und musterte mich grinsend. »Sag mal, wo hast du dich denn herumgetrieben? Und wie du aussiehst. Warst du schwimmen, ohne die Kleider abzulegen?«

»Man hat eben ein Schamgefühl«, gab ich zurück und ging zur Bar, um mir einen Pernod zu genehmigen.

»Ich sitze hier die ganze Nacht herum und mache mir Sorgen um euch«, maulte der Ex-Dämon.

Ich drehte mich mit dem Glas in der Hand um. »Nächstens fliege ich mit dem Hubschrauber zurück, und du fährst mit dem Wagen, okay? Und dann klopfe ich die blöden Sprüche.«

Vicky und Jubilee zogen sich zurück. Ich trank meinen Pernod und schickte mich an, den Living-room zu verlassen.

»Wohin gehst du?« wollte der Ex-Dämon wissen.

»Dreimal darfst du raten«, gab ich zurück.

»Doch nicht etwa ins Bett.«

»Warum nicht?«

»Hör mal, es ist hellichter Tag.«

»Genau die richtige Zeit zum Schlafengehen.«

»Ja, aber für Vampire«, sagte Mr. Silver.

Ich grinste geheimnisvoll. »Wer weiß, vielleicht bin ich einer«, sagte ich.

Dann begab ich mich ins Schlafzimmer und war für die nächsten vierundzwanzig Stunden abgemeldet.

Ich hab's selten so genossen.

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 91 »Ein Geist kehrt zurück«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 94 »Die Droge aus der Jenseitswelt«, Tony Ballard Nr. 95 »Ein Cyborg aus der Hölle«

[3]Siehe Tony Ballard Nr. 66 »Zerberus, der dreiköpfige Tod«, und folgende